

פ. o. germ.
958
m



MÜLLER
deutsche
Bered-
samkeit.

1816.





857

239-242

<36612317540010



<36612317540010

Bayer. Staatsbibliothek

P. o. germ. 958^m

Müller

Lit. eleg. = Scriptth. theoret.

Müller.

177

ZWÖLF REDEN
ÜBER DIE
BEREDSAMKEIT
UND DEREN
VERFALL IN DEUTSCHLAND

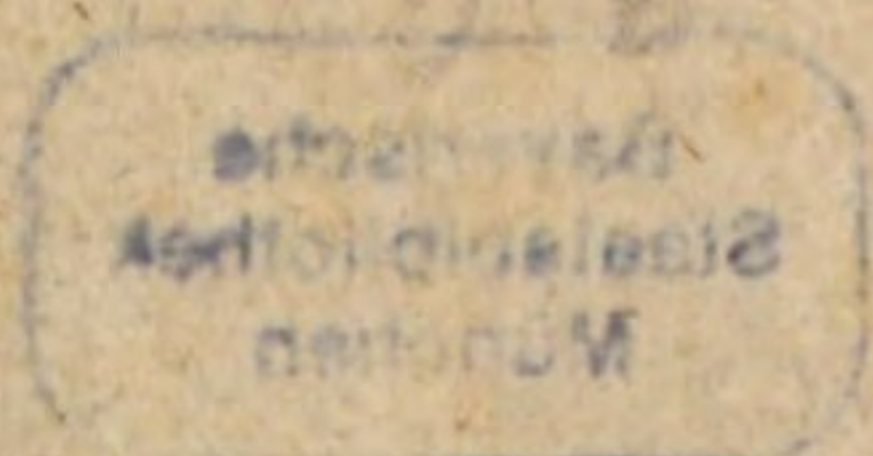
GEHALTEN ZU WIEN IM FRÜHLINGE 1812

VON

A D A M M Ü L L E R.

LEIPZIG

BEI GEORG JOACHIM GÖSCHEN 1816.



BIBLIOTHECA
REGIA
MUNACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

H E R R N H E R R N

M O R I Z G R A F E N O D O N E L L

S R. K A I S E R L I C H - U N D K Ö N I G L I C H -

A P O S T O L. M A J E S T Ä T

K Ä M M E R E R U N D O R R I S T E N

A L S Z E I C H E N

D A N K B A R E R V E R E H R U N G U N D F R E U N D S C H A F T

V O M

V E R F A S S E R.

HERRN HERRN

MORIS GRAFFEN ODORELL

ST. KASIMIR UND KÖNIGLICH

APOSTOL. MISSION

KATHOL. UND ORIENT.

ALS ZEICHEN

DANKBARE VEREHRUNG UND FREUNDSCHAFT

VOM

VERFASSER

I N H A L T.

I. Vorwort	Seite 1
II. Vom Gespräch	— 25
III. Von der Kunst des Hörens	— 49
IV. Verhältniß der Beredsamkeit zur Poesie	— 73
V. Vom guten Geschmack	— 97
VI. Von der politischen Beredsamkeit	— 123
VII. Von deutscher Sprache und Schrift	— 147
VIII. Von dem moralischen Karakter des Redners und der geistlichen Beredsamkeit	— 171
IX. Von der neueren Schriftstellerei der Deutschen	— 195
X. Von der Kanzlei-Geschäfts- und historischen Be- redsamkeit	— 219

XI. Vom Einfluß der christlichen Religion auf die Be-

redsamkeit Seite 243

XII. Von dem letzten Zwecke dieser Reden über die

Beredsamkeit — 259

I N H A L T

I. Vorwort	Seite 1
II. Vom Gespräch	— 25
III. Von der Kunst des Hörers	— 49
IV. Verhältnis der Beredsamkeit zur Poesie	— 75
V. Vom guten Geschmack	— 97
VI. Von der politischen Beredsamkeit	— 125
VII. Von deutscher Sprache und Schrift	— 147
VIII. Von dem moralischen Charakter des Redners und der geistlichen Beredsamkeit	— 171
IX. Von der neuern Schriftstellerei der Deutschen	— 195
X. Von der Kanzlei-Geschichte- und literarischen Be- redsamkeit	— 219

I.

V O R W O R T.

V O R W O R T

Die Betrachtungen über die Beredsamkeit, welche wir mit einander anzustellen im Begriff sind, müssen, so scheint es, auf die Verherrlichung einer benachbarten Nation führen, welche durch die Gewalt und den Reiz der Rede eine Art von Weltherrschaft vorbereitet hat, — und auf eine gewisse Demüthigung unsers deutschen Volkes, welches die Kunst mit der lebendigen Rede zu zwingen und zu verführen, oder sonst den Augenblick zu ergreifen eigentlich nie besessen, und welches das Wort nie bei der Hand gehabt, sondern meistens in der Feder erkalten lassen. —

Können wir Deutsche von Beredsamkeit sprechen, nachdem längst aller höhere Verkehr bei uns stumm und schriftlich, oder in einer auswärtigen Sprache getrieben wird? — Wenn die gesamten Staatsge-

schäfte einer Nation mit der Feder abgemacht werden; wenn alle gröfseren Geister, welche sich in ihr regen und sie ergreifen oder doch berühren wollen, statt der Rednerbühne einen Schreibtisch bereitet finden; wenn die heiligsten und erhabensten Ideen niemals mit der Gewalt, welche die Natur in die Brust des Menschen und in seine Stimme legte, unmittelbar an das Herz der Nation schlagen können; endlich, wenn in der höheren Gesellschaft, wenn da, wo sich alle besonderen Sitten der Nation in eine einzige Sitte vereinigen, wo sich aus unzähligen Beschränkungen und Rücksichten nun die eigenthümliche, vaterländische Grazie des Lebens, des Umgangs und der Mittheilung ergeben soll; wenn in der Gesellschaft, da — wo nun endlich alles Vorlaute zur Ruhe gebracht ist, wo niemand reden darf, der nicht zu hören versteht, wo also Schicklichkeit und Anstand nun endlich eine wahre Schule der Beredsamkeit eröffnet hätten — wenn da die Sprache des Landes verdrängt ist von einer fremden, wo sollen die Redner herkommen? Etwa aus der kleinen Provinzialkrämerei des alltäglichen Lebens, oder aus der Gesprächigkeit des häuslichen Elends, — oder aus dem telegraphischen Verkehr, den die Philosophen und Gelehrten der einzelnen Sekten, jeder in seiner besondern Terminologie, über die weite Fläche von Deutschland hin miteinander treiben? —

Und wenn die Natur Talente für die Beredsamkeit über Deutschland so reichlich ausstreute, wie über den Boden irgend eines andern Landes, so sind es ja in Deutschland nur Einzelne, die hören; es giebt kein Ganzes, keine Gemeinde, keine Stadt, keine Nation, die wie mit Einem Ohre den Redner anhörte? Im Gespräch mit dem Einzelnen sind wir zu ungebunden, zu unbeschränkt; wir lassen uns gehn, wir reden nachlässig, und so verliert sich aus der Sprache des Volks der allgemeine, bindende Geist; sie zerbröckelt sich in unzählige Dialekte und Idiome; jede Sekte und jede Kotterie verunstaltet sie in ihrer eigenen Manier. Nun mögen die Klopstock, die Lessing, die Schiller, die Göthe alle Strahlen dieser zertreuten Sprache wie in einen Brennspiegel versammeln; das, was allen gemeinschaftlich ist in Wort und Klang, mag von Einzelnen wirklich niedergeschrieben, auch ausgesprochen werden: die Nation liest sie, verschluckt sie, aber hört sie nicht, spricht ihnen nicht nach. — Wer überhaupt lernt reden aus dem Papier, aus der todten Schrift? Hören muß und gehört werden, wer sprechen lernen will. — Der Taubgeborne ist nothwendig zugleich stumm.

Die gesammte deutsche Literatur zerfällt in zwei Theile: der Eine und bei weitem gröfsere Theil

begreift die wissenschaftlichen, die Lehrbücher; in diesen zeigen sich Redner, die eigentlich niemanden anreden, sondern in sich selbst hineinsprechen. Während man nämlich in den wissenschaftlichen Werken der Franzosen z. B. eines Montesquieu, Buffon, d'Alembert, oder Diderot, oder auch in denen der Italiäner ganz deutlich im Lesen fühlt, daß man angeredet wird, daß der Autor einen bestimmten Menschen von Fleisch und Bein vor sich hat, den er überreden, den er überzeugen will; während die leichteste Flugschrift der Engländer, wenn es sich nur irgend thun lassen will, an einen bestimmten Menschen, an eine bestimmte Gemeinde oder Korporation gerichtet wird; während die abstraktesten Werke der Alten unser Ohr bezaubern und uns zum Gespräche wohlthuend einladen, weil sie für ein lebendiges Ohr geschrieben sind; während nach dem Ausdruck des Quintilian und dem Gefühle der Alten kein Wort zur Audienz der innern Empfindung oder des Verstandes gelangen konnte, welches im Vorzimmer des Ohrs beleidigt hätte, — baut der deutsche Gelehrte ein Gebäude von Chiffren, sinnreich aber einsam, unerwärmend, unerfreulich, ohne Antwort oder Erwiderung von irgend einer Seite her! Dieß ist der eine, der wissenschaftliche Theil unserer Literatur. Wir finden es auffallend, wenn in einer gewöhnlichen Gesellschaft

jemand laut mit sich selbst redet: hier hätten wir viele tausend Redner, die sich öffentlich vor ganz Deutschland sprechend, und weitläufig sprechend hinstellen, — ohne irgend jemand anzureden.

Der andre, der schöne Theil unsrer Literatur, die insonderheit sogenannte Literatur, bietet eine eben so befremdende Erscheinung dar: Hier zeigen sich nun Redner, die wirklich anreden, welche die Nation oder wenigstens die Edelsten der Nation wirklich vor sich hinstellen im Geiste, die es auf Begeisterung, auf ein Ergreifen der Persönlichkeit anlegen; ja es zeigt sich Einer, der, die Seele ganz erfüllt von der Herrlichkeit wie von den Leiden, von dem Beruf wie von dem Mißgeschick seiner Nation, eine Antwort herausschlagen will aus ihr, wie einen Funken, oder einen Quell, oder irgend etwas Lebendiges aus dem Felsen; es zeigt sich Schiller, ein Dichter, oder vielmehr ein Redner, der noch überdies in allen seinen Werken und unter den größten und muthigsten Gedanken so stolz und so gebeugt, so wehmüthig zugleich klingt, wie, ich möchte sagen, Deutschland selbst *) klingen müßte, wenn es reden könnte: — dieser ganze

*) Man erinnere sich, daß diese Reden 1812, ein halbes Jahr vor dem Brande von Moskau, und geraume Zeit vor der Schlacht von Leipzig gehalten wurden.

Theil unsrer Literatur wird nicht gelesen, wird nicht etwa mißgönnt dem Papier, nicht etwa herausgerissen aus den todten Lettern von einer auf ihre Zierden eifersüchtigen Nation, nicht etwa der Buchdruckerkunst zum Trotz zu einer lebendigen Tradition, so wie alle Abdrücke von Corneille und Racine und Ariosto und Tasso heut untergehen könnten, und nichtsdestoweniger sie selbst vollständig fortleben würden in der begeisterten Überlieferung ihrer Mitbürger; — sondern er wird dechiffriert und verschluckt, und wenn sich nicht etwa das Theater einzelner Werke erbarmte, so hätten wir die ganz eigne Erscheinung einer Literatur von wenigstens vierzig Autoren vom ersten Range, die es mit allen Vierzigern (Quarantes) der Welt aufnehmen könnten, und deren Werke kaum ein einzigesmal von einer menschlichen Brust in den angemessenen, artikulirten Tönen wirklich ausgesprochen worden wären.

Es giebt also nicht bloß lebendige Literaturen, und todte Literaturen, sondern auch stumme Literaturen, und unsre Betrachtungen über die Beredsamkeit mußten mit der Klage anfangen, daß die deutsche Literatur bis auf die neusten Zeiten gehört hat.

Ein gewisser allgemeiner Drang zum Vorlesen und Deklamiren der Nationaldichter, so ungeschickt er

sich mitunter auch äußern mag, so vielen Antheil auch zu Zeiten noch die Eitelkeit und der Eigennutz daran haben mögen, ist dennoch ein erfreuliches Zeichen, daß sich die Verzauberung unsres Ohrs und unsrer Stimme wieder allmählich lösen will, und daß unsre schöne Literatur von dem lebendigen Odem der Rede wieder ergriffen werden soll. Würde in der Erziehung die Hälfte des ungehörlichen Eifers, den man in neueren Zeiten auf den Mechanismus des Lesenlernens gewendet hat, auf den Ausdruck des Tons und die Geberde der Brust und der Seele im Lesen gewandt, so würde der deutschen Redekunst damit vielleicht mehr gedient, als mit Vorlesungen über die Beredsamkeit.

Indefs sind auch solche öffentliche Vorlesungen über Gegenstände der Wissenschaft oder der Kunst vor einer Versammlung von Personen, die weniger die Absicht zu erlernen oder Kenntnisse zu erkaufen, als ein allgemeines, wahrhaft menschliches und gesellschaftliches Interesse an den Fortschritten der Bildung vereinigt, förderlich für die Belebung unsrer Sprache, und überhaupt eine neue, sehr ehrenwerthe Gattung in Deutschland. Auch der erste, der wissenschaftliche Theil unsrer Literatur, will also endlich gesellig werden: es soll nicht mehr ins Blaue und Unbestimmte hin, es soll nicht mehr den

Wänden und Wüsten gepredigt werden, man will ein Lebendiges, ein Ganzes, eine würdige Stellvertretung des Publikums, zu dem man spricht, gegen sich über haben; man sucht die Schranken, man verlangt Antwort und Urtheil: die deutsche Wissenschaft zeigt sich auf dem Wege nach einer großen Wahrheit, die bei uns mehr als irgendwo sonst vergessen worden ist, nämlich

dafs es nur ein einziges Kennzeichen des Verständigen gebe, nämlich die Verständlichkeit, und dafs man nur in demselben Grade selbst verstehe als man verstanden wird.

Die größten wissenschaftlichen Autoritäten Deutschlands in und aufser den hohen Schulen haben in den letzten zwanzig Jahren die Form solcher Vorlesungen gewählt, und haben sie in dieser kurzen Zeit weiter ausgebildet, als es in Frankreich und England, wo sie längst in Gebrauch waren, gelungen ist. Die hier anwesenden, verehrungswürdigen Personen haben mir durch die Güte und Nachsicht, mit der sie auf meine Einladung erschienen sind, die Befugnifs eingeräumt, so großen und guten Mustern nachzustreben.

Ich habe meine Rede angefangen mit einer Anklage der deutschen Literatur, sogar mit einer verdeckten Vertheidigung derer, die in den höheren Verhältnissen der Gesellschaft sich einer fremden, und dem vaterländischen Sinne nicht eben angemessenen Sprache und Manier der Beredsamkeit bedienen. Denn die Schuld der Verwahrlosung unsrer Muttersprache liegt so wenig in der Gleichgültigkeit der höheren Gesellschaft gegen sie, als in der Nachlässigkeit, der barbarischen Gesinnung der Übrigen. Was vermöchte unser, der Kinder dieses Augenblicks, Unart, Wohlwollen oder Abneigung über das innerliche Wesen und die Kraft und das äufere Ansehn einer Sprache, die von Karl dem Grofsen bis heut, und von dem Gipfel der Alpen bis an die Küsten des finnischen Meerbusens geredet worden, in der sich alle grofsen Ideen und Weltschicksale des letzten Jahrtausends ausgedrückt, und die eigentlich zu grofs und zu gewaltig ist für irgend eine fürstliche oder akademische Pflege? — Die Schuld liegt in den dermaligen öffentlichen und bürgerlichen Verhältnissen der Nation: dafs der ausschliessend schriftliche Betrieb der Staats- und gelehrten Angelegenheiten und die Anwendung der französischen Sprache in den höhern Sphären des gesellschaftlichen Lebens, wo allein sich die vaterländische Sprache und Rede würde ausbilden und verfeinern

können, die Entwicklung der Redekunst in Deutschland ver hindre, habe ich zeigen dürfen; was uns aber in allen redenswerthen Dingen entweder zur Schrift oder doch zu einer fremden Sprache verdammt, kann ich nicht zeigen, ohne Dinge zu berühren, über die man nie halb, sondern lieber gar nicht reden sollte.

Halten wir uns also vorläufig an die Erscheinung, wie sie einmal ist. Das Sprechen, das erste unter allen menschlichen Geschäften, wie der erfreulichste und edelste unter allen menschlichen Genüssen, wird in England, Frankreich und Italien mit der natürlichen Vorliebe getrieben, aus der sich nothwendig Redner und eine Kunst des Redens ergeben müssen. In Deutschland wird dieses Geschäft im Durchschnitt mit dem anderweiten Schaffen, und Arbeiten, und Essen und Trinken ungefähr in eine Reihe gesetzt. Jene scheinen zu leben um zu sprechen; wir nur zu sprechen, um die übrigen Lebensfunktionen zu befördern und im Gange zu erhalten. — Ich gestehe es ein, und vergebe dennoch, wie der Verfolg zeigen wird, der Ehre und dem alten Adel der Sprache nichts, in der ich das Wesen und die Natur der Beredsamkeit zu beschreiben unternehme.

Der größte Redner der deutschen Nation, Friedrich Schiller, der die dichterische Form nur wählte, weil er gehört werden wollte, und weil die Poesie eine Art von Publikum in Deutschland hatte, die Beredsamkeit aber keines, — klagt über eine gewisse Flüchtigkeit, oder vielmehr über ein gewisses Verfliegen des Gedankens in der Sprache, klagt, daß die Seele, wenn das Wort ausgesprochen werde, schon weit über dem Worte, oder weit voran vor dem Worte sei. „Spricht die Seele, sagt er, so spricht, ach schon die Seele nicht mehr.“ — Das ist in wenigen Sylben das Unglück einer Nation wie die deutsche, die lange in sich und auf ernste und ewige Dinge gekehrt, nun auf einmal gewahr wird, daß sie das äußere Leben, Vaterland und Gesellschaft versäumt hat; daß ihre Gedanken unendlich weiter reichen als ihre Sprache; daß sie viel mehr besitzt als sie mitzutheilen im Stande ist — während sie zu fühlen anfängt, daß die Fähigkeit ihn mitzutheilen, den Besitz erst zum Besitze; daß die Fähigkeit ihn auszusprechen, den Gedanken erst zum Gedanken macht; und der wahre Ernst und die eigentliche Ewigkeit des Sinnes nur darin liegt, daß er sich mit dem bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben verträgt.

Es giebt in Deutschland ein Ringen mit der Sprache, ein Drängen des Unermeßlichen in

Worte, ein unglückliches aber rührendes Bestreben, welches nie gelingen kann, nicht weil das Unternehmen etwa über die Gränzen der Sprache überhaupt ginge, aber weil der Einzelne mit seinem Gedanken weit vorausgelaufen ist der Nation mit ihrer Sprache, und weil er nun mit den beschränkten Kräften seiner Brust ausdrücken will, wohin er erst die Nation erheben muß, damit er es sagen könne. Der Gesichtskreis der Deutschen, so habe ich das Unglück an einem andern Orte ausgedrückt, ist unendlich gröfser als unser Wirkungskreis: unser Gedanke reicht weiter als unsre Sprache.

Die Worte Schillers: Spricht die Seele u. s. w. gelten also nicht etwa überhaupt als eine traurige Wahrheit von aller Sprache, sondern von der dermaligen deutschen; die Seele ist nicht etwa an sich vornehmer und gröfser als die Sprache, sondern die Sprache ist das göttliche Siegel, wodurch alle sonderbaren, eignen und weitläufigen Gedanken des einzelnen Menschen erst zu ernsthaften und wahrhaftigen Gedanken werden. Das schönste, was die Seele in ihrem einsamen Bezirke hegt, bleibt Vision und Traum, und ohne Einfluß auf die Welt, also ohne freundliche Bestätigung von Aussen, bis es deutlich gesagt werden kann, d. h. bis ein überschwengliches Wesen, worin alle vorangegangenen Jahrhunderte,

und alle Geschlechter bis auf den Einzelnen, Ärmsten das schönste Erbtheil ihres Lebens niedergelegt haben, die Sprache es bestätigt; bis der Gedanke durch dasjenige zum Gedanken wird, wodurch der Mensch zum Menschen wird. Kurz, es ist mit dem Besitz der Seele, wie mit allem Besitz; er ist nicht eher sicher, als bis er zum Gemeingut geworden; und dieß wird er durch die Sprache. —

Der Deutsche ist in einem unbequemen Verhältniß zur Sprache, er ringt mit ihr, sage ich, er zwingt sie, wozu sie nicht geneigt ist, und sie ihrer Seits zwingt ihn durch das ewige Gesetz der Reaktion wieder dahin, wohin er nicht will. So regiert der deutsche Gelehrte auf dem Papier den Staat, giebt Gesetze, verbessert die Sitten, erfindet Terminologien, martert die Sprache, und wird gegen den wirklichen Staat, die wirklichen Gesetze und Sitten nur immer feindseliger gestellt, von den äußeren Bedingungen des Lebens nur immer mehr gepeinigt, von der wirklichen Sprache zerrissen und von der eignen Terminologie verwirrt. In dem einen Augenblick handthieren wir mit der Sprache despotisch und eigenmächtig, als wenn sie ein erfundenes Wesen, eine Art von Chiffre oder Signal wäre, das man willkürlich verändert, wenn der Schlüssel in Feindes Hände gefallen ist; in dem andern Augenblick hand-

thiert dafür die Sprache mit uns, verwandelt wider unsern Willen die Gedanken unter unsern Händen, zähmt sie, bändigt sie. —

In welchem bequemen, schwebenden Verhältniß steht dagegen der Franzose zu seiner Sprache: Spricht die Seele — so hat sie auch genau im Worte Platz. Daher die gewisse Befriedigung im Sprechen, und in dem Gedanken des Gesprochenhabens und Sprechenwerdens, worüber sich wohl spotten läßt, und von Armuth reden, die sich leichter in Schranken und zu Rathe halten ließe, als der Reichthum —, während wir innerlich, wenn wir gerecht seyn wollen, mit Neid anerkennen müssen, daß, wer erst die Sprache in solche Eintracht gebracht hat mit dem Gedanken, mit der Sprache auch zugleich viel anderes gewinnt, was wir entbehren müssen.

Zu dieser Harmonie der Sprache mit dem Gedanken lenken wir aber allgemach zurück, halb von der Noth gedrängt, halb getrieben von einem alten, guten, ernstesten und göttlichen Verlangen, das nie ganz von uns gewichen ist, und das die deutsche Kunst sogar in diesen letzten Zeiten der Barbarei und Sprachverwirrung bei Ehren erhalten hat. Der Mensch soll nicht denken über die Sprache hinaus, oder in Gedanken weiter schweifen als die

Sprache reicht: die Gränzen der Sprache sind die göttlichen Gränzen, die allem unserm Thun und Treiben angewiesen sind; und diese Gränzen sind keine Mauern; sie wachsen, wie die innerliche, treibende Kraft unsrer Seele wächst. Wir sollen alles aussprechen können was wir denken: denn nur die Gedanken, die das Vaterland mit uns denkt durch die Sprache, sind gute Gedanken. Der einzelne Geist, der hoffärtig heraustritt aus seiner Nation und ihrer Sprache, sich erheben will über sie, muß über kurz oder lang eben so weit unter sie hinab: um so viel er mehr verstehn will als sie, wird er auch weniger verstehn. Kurz, in jedem einzelnen Augenblick versteht er ganz in demselben Mafse und nicht mehr als er verstanden wird.

Ein einzelner deutscher Dichter und Werkmeister hat es auf diese Weise erreicht, im Niveau seiner Nation dreißig Jahre hindurch zu bleiben, und sich in ein bequemes, schwebendes Verhältniß zur Sprache zu setzen. Niemand wird es wagen in der Gröfse der Absicht, in der Reinheit und Göttlichkeit des Willens Göthe mit Schiller zu vergleichen; aber es ist dafür auch ein Ebenmaß der Kräfte und des Stoffs, ein Verstand und ein Verstandenwerden, kurz eine Wechselwirkung zwischen Göthe und der deutschen Nation, und ein Einfluß Göthe's über

diese, wie sie nicht leicht von einem einzelnen erfahren. Dafs es die Nation selbst ist, nicht etwa ein vorübergehender akklamirender Haufe von Tagesgenossen, was von Göthe ergriffen worden, so erinnere man sich des nun bald vierzigjährigen Werther, der noch heute, nachdem eine ganze Generation und ein wirkliches Gedränge von Revolutionen in den Sitten und Ansichten, wie in der Sprache der Deutschen, vorübergegangen, mit derselben Frische der Beredsamkeit unser Herz anregt. Man erschrickt, wenn man in diesem Romane unverhofft etwa den Schnitt und die Farbe der Kleidung Werthers berührt findet, und nun erfährt, dafs man ihn sich in der steifen, gespannten Eleganz jener Zeit denken soll, die uns eigentlich viel alterthümlicher dünkt und viel entfernter liegt, als die Kostüme des Mittelalters. So erhaben ist die Beredsamkeit des Werther über die Mode, dafs sie selbst wie die andern lebendigen Menschen die Mode wechselt. Aber das eigentlich charakteristische in Göthe ist sein Gleichgewicht mit der Sprache, also mit der äufseren Welt, also vor allen Dingen mit der Nation: er hat alles ausgesprochen, ausgeschrieben, ausgedrückt, was er gedacht und begehrt und empfunden. Es war eine glückliche Sinnlichkeit in ihm, die sich von den lebendigen Gestalten des Lebens nie ableiten liefs, eine glückliche Genügsamkeit und Behag-

lichkeit, die ihn von allen geistigen und philosophischen Schwärmereien seiner Kunstgenossen zurückhielt.

Indefs beweisen die Vorrechte einer einzelnen, hochbegünstigten Natur nichts gegen die Regel. Ein gewisses Mißverhältniß zwischen dem Wollen und dem Vermögen ist der charakteristische Grundzug unsrer Literatur. So leicht es wäre, grade in dieser Eigenheit den unvergleichlich hohen Beruf unsrer Nation nachzuweisen, und grade in der Ursache des Verfalls der deutschen Beredsamkeit die sichere Bürgschaft unsrer dereinstigen Gröfse zu finden, so habe ich dennoch vorgezogen, meine Betrachtungen mit einer unumwundenen Anklage der Deutschen zu beginnen, weil ich darauf ausgehe, sie gründlich und befriedigend zu vertheidigen.

Es ist eine goldne Regel, eine Haupterfahrung, die uns bei allen unsern Erwägungen der Redekunst an keiner Stelle verlassen darf, daß nämlich das Gemüth des vollständigen und gesunden Menschen beständig in kriegerischer Disposition und zum Widerspruche geneigt ist. Wollen wir also mit den Waffen der Rede oder des Arms vertheidigen, so müssen wir anzuklagen und anzugreifen wissen was vertheidigt werden soll. Der Sachwalter eines Verbrechers muß die stärkste Anklage gegen ihn füh-

ren, um ihn mit wahrem Erfolge vertheidigen zu können: der Sachwalter der Tugend muß alle Ränke kennen, die seinen Gegenstand verunglimpfen könnten, eben so wie der wahre Gottesgelehrte ohne gründliche Erkenntniß des Teufels nicht zu denken ist. Diefs ist die erhabene Kunst, welche unter den Lobrednern des letzten Jahrhunderts den großen Bossuet so weit über den Thomas, und die unter den gerichtlichen Sachwaltern den brittischen Redner Erskine weit über alle seine Standesgenossen erhebt. Diefs ist die zierliche Kunst, welche die Frauen mit dem sichersten und glücklichsten Erfolge üben, ja das ganze Geheimniß ihrer weltlichen Herrschaft: sie klagen an was sie vertheidigen, rathen ab von dem, was sie erreichen wollen: sie verdecken Falten und Eigenheiten der Seele, die sie zeigen wollen, sie scheinen auszuweichen dem, was sie wünschen: kurz diefs Geschlecht versetzt alles in die Disposition es zu vertheidigen.

Auf gleiche Weise kann man sicher glauben, daß überhaupt die Anhänglichkeit an einen geliebten Gegenstand noch nicht weit bei uns gediehen, so lange unser Lob noch unbegränzt ist: aber wenn wir bescheiden werden, im Namen des geliebten Gegenstandes, wenn wir ihn mit Rückhalt, mit Einschränkung und Ausnahmen zu loben anfangen, so etwa,

wie ein Bruder von der Schönheit seiner Schwester spricht, dann beschäftigt er uns ganz. Kurz, wo wir aus Liebe ungerecht werden könnten gegen die Welt, und ausschweifend und abgöttisch werden könnten im Lobe, da hat uns die Natur schon wieder sanft in die Bahn der Gerechtigkeit eingelenkt.

Was aber sagt diese ganze Regel? —: Wisse anzuklagen, wo du vertheidigen willst, anders als in andern Worten meine frühere Regel? Wisse zu hören, wenn du reden willst; versetze dich in das Herz, dahinein du greifen willst; in den verwirrten Sinn, welchen du bekehren, in die Krankheit, welche du heilen willst. Verstehe, Redner, mich, deinen Gegner, wenn du dich mir verständlich machen willst: bist du verständlich, dann will ich glauben, dann werde ich es im innersten Herzen empfinden, daß du verstehst. Kurz, es giebt kein Mittel den Verstand zu beweisen, als die Verständlichkeit; kein Mittel, das Geliebte und Verehrte und Angebetete wahrhaft zu vertheidigen, zu erheben, als die Gerechtigkeit. Möge es uns gleichergestalt mit der deutschen Beredsamkeit überhaupt gelingen: mit Anklage haben wir ihr Lob und ihre Vertheidigung eröffnet.

Wer wirken will, muß seinen Gegenstand zu ergreifen wissen: die gemeine Eroberung, Besitz-

nahme und Unterwerfung genügt der gröfseren Seele nicht. Die Beredsamkeit will ergreifen, aber durch Reiz, durch Motive, die in der Brust dessen liegen, auf den sie es abgesehn: sie will ihre Beute nicht todt haben wie der gemeine Eroberer, aber im vollen Sinne des Worts lebendig. Sie will eine freie Seele bezaubern und beherrschen; sie will ihren Gegner nur zwingen und reizen, niederzuknien vor der Wahrheit, die gröfser ist als sie beide. Sobald also der Redner allein spricht, ohne seinen Gegner, vielmehr sobald in der Rede des Redners nicht alle Argumente des Gegners enthalten sind, sobald ist er seines Gegenstandes Meister noch nicht und seines Sieges nicht gewifs. Jede wahre Rede ist also Gespräch: in dem Munde des einen Redners sprechen nothwendig zwei, er und sein Gegner.

Das ist der Punkt, wohin meine ganze heutige Darstellung führen sollte. Um die Beredsamkeit in allen ihren unendlichen Formen zu verstehn, mufs man das Gespräch verstehn. Diefs ist es, was Schillern und auch Göthen und Lessingen unwiderstehlich auf die Bühne drängte, wo sich das Streben einer ächten und wahrhaftigen Natur in tausendfältigen Wendungen und Gestaltungen des Dialogs auseinanderlegen konnte. Wie konnte das Theater einer zerrissenen Nation an sich reizen, solche Geister

reizen; aber einstweilen, und bis sich das Zerstreute und Zersplitterte wieder fügte, und Deutschland wieder auferstand, und dann ein wahres Theater, ein heiliger Spiegel der Nationalschicksale und eine Durchsicht in die freie Zukunft eröffnet wurde, haben diese drei Helden unsrer Literatur das Wesen der deutschen Rede und der Beredsamkeit überhaupt, nämlich das Gespräch in seiner Würde, behauptet. Die dramatischen Werke Schillers, Lessings Nathan, Göthe's Tasso und Egmont gehören viel mehr in die Gattung des Gesprächs, als des Drama's.

Ist es nicht ein größeres Gespräch, ein Wechselreden zwischen sich und seinem Gegner, welches der Feldherr in seinem Busen trägt, wenn er seinen Plan entwirft. Kann er siegen, wenn er an irgend einer Stelle seines Kalküls die Antworten, die Gegenwirkungen seines Feindes unbeachtet gelassen, wenn der Feind ihm größere Argumente und Kräfte entgegensetzt, als von denen er selbst schon überzeugt ist. Mit der Idee des Gesprächs beginnen alle Wissenschaften: zwischen zwei ewig streitenden Formen der Wahrheit, die sich in tausendfältigen Metamorphosen der verschiedenartigsten Naturen, Neigungen, Ansichten und Lebensweisen darstellen, erhebt sich in steigender Herrlichkeit unergreiflich, unergründlich die Eine ewige Wahrheit; aus dem

Feuer des Streits und des Gesprächs, bevor es noch zur Asche zusammensinkt, geht sie glänzender, überzeugender, empfundener hervor. Die einzelnen Sprecher verstummen, die Systeme, die sie in hoffärtiger Anmaßung selbstherrschend aufgethürmt, versinken, aber das Wort selbst, das lebendige Wort, das Gespräch und die darin als Seele waltende Wahrheit ist ewig.

II.

V O M G E S P R Ä C H .

II

V O M G E S B Ä C H.

Wenn ich unter allen Genüssen und Ergötzlichkeiten des Lebens dem Gespräch die unbedingt erste Stelle einräume, so habe ich gewiß alle Stimmen in dieser hochgeachteten Versammlung für mich. In allen den Beschäftigungen, die der Mensch dem ernsthaften und nothwendigen Gange seines Lebens entgegensetzt, und die er Spiele genannt hat, wird dem Zufall, dem Schicksal, kurz einer gewissen unbekannten Macht Raum gegeben: mit diesem freiwillig anerkannten Zufall, mit diesem selbst geschaffenen Geheimniß wetteifert der Mensch im Spiele, und es erzeugt sich eine gewisse wohlthätige Spannung zwischen dem Spieler und jenem unbekannten Wesen, eine anmuthige Reihe von sehr verschiedenartigen Gemüthsbewegungen; von Hoffnungen und Besorgnissen, von Täuschungen und Erfüllungen, in denen sich die Seele wohlgefällt, weil sie weiß, daß der Zufall, mit welchem sie spielt, von ihr abhängig ist, daß sie ihn auf den Thron erheben, und nach Belieben wieder absetzen kann.

Es ist aber etwas Antwortendes, Erwiederndes in den Weltumständen, welches die Seele des Cäsar in den Ebenen von Pharsalus und den letzten Spieler an seinem Kartentische ergötzt; und so wenig in den Spielen, die aufgelegt gewonnen sind, als in den Schlachten, die nur geschlagen zu werden brauchen, ist jenes Antwortende, welches ein gesundes, kriegerisches Herz sucht, und das den Zuschauer zum Antheil und zur Bewunderung hinreißt. Es soll ein Pompejus gegenüber stehn, es sollen Schicksalsknoten geschlungen werden ohne unser Mitwissen, es sollen die Loose geheimnißvoll gemischt werden, wir brauchen viel Täuschungen, viel Unerwartetes und mancherlei Mißlingen, wenn etwas Höheres gelingen soll, das wir eigentlich meinen, wenn eine Leere erfüllt werden soll, die uns eigentlich peinigt. —

Wie ist es denn mit jener Verwicklung der Herzen, welche die schönsten und jugendlichsten Gefühle unsrer Zeitgenossen an sich zu reißen pflegt? Hat dieses Spiel mit der heiligsten Flamme des Lebens, worin die Seele so leicht ihre Flügel versengt, — so wie es alle Romane der Welt darstellen — seinen Reiz anders woher als aus dem Geheimniß, das in diesem innigsten Gespräche über Frage und Antwort schwebt? In dem Verhältniß der Geschlechter zu einander, da wo die Natur die höchste

Verschiedenartigkeit der Neigungen, der Ansichten, der bürgerlichen und sittlichen Eigenschaften angeordnet hat, wo sie am meisten mit sich selbst zu streiten, und sich selbst zu widersprechen scheint, zeigt sich das lebendigste und unwiderstehlichste Gefühl des für einander Bestimmtheits. Hier ist von beiden Seiten so viel Unerwartetes, Herausforderndes, Antwortendes, daß ein lebendiges Gespräch, der höchste Genuß des Lebens, erfolgen muß, und daß, wenn ein mündiges Talent diese Gespräche ans Licht bringt, sich alle Blüthen der Beredsamkeit zeigen müssen! Diese tiefere dialogische Natur der Liebe giebt der Fiametta, der neuen Heloise, der Clarissa und dem Werther ihre Lebensfrische und ihren Glanz. —

Worin endlich liegt der Reiz und die Art von Genuß, die das Regieren, das Anordnen der Verhältnisse der Völker gewährt? — Sicherlich nicht in der Nachgiebigkeit der Völker, in ihrer Unterwürfigkeit und mechanischen Abhängigkeit? gewiß nicht darin, daß ein kalter, einsamer Herrschergeanke, in breiten Massen, in einem gigantischen Stoffe ausgedrückt wird; gewiß nicht darin, daß der Regent ein riesenhaftes Gespenst von sich selbst neben sich herwandelt, und in der Außenwelt nichts sieht, als die kolossalen Schriftzüge seiner eignen Gedanken. Es ist das Antworten der Völker, es ist

das Geheimnifs ihrer Eigenthümlichkeit, es ist die Beredsamkeit ihrer Freiheit, welches die grofse Seele reizt, sich mit ihren Geschäften und Sorgen zu befassen. Kurz das Gespräch ist der erste aller Genüsse, weil es die Seele aller anderen Genüsse ist: auf diese einfache Formel reducirt sich das ganze verschlungene Treiben unsers Lebens. Was uns in allen Geschäften des Lebens reizt, anspornt, erhebt, was wir aber dort erst zusammengreifen, und in einen einzigen Körper zusammenbauen müssen, damit es wie mit einer Stimme uns antworte, steht in dem lebendigen, freien Gespräch schon verkörpert als Freund und Gegner gegen uns über; in der Brust des Freundes streiten alle feindseligen Mächte, die sich draussen im Felde und auf dem Forum nur irgend begegnen können; das Geheimnifs eines einzigen Herzens ergründen heifst die Welt ergründen.

Zu einem wahren Gespräch gehören gewisse Erfordernisse, die sich, zumal in unsrer Zeit, seltener beisammen finden, als man denken sollte. Zuvörderst zwei durchaus verschiedene Sprecher, die einander geheimnifsvoll und unergründlich sind; dann zwischen beiden eine gewisse gemeinschaftliche Luft, ein gewisser Glaube, ein Vertrauen, ein gemeinschaftlicher Boden der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Beide Forderungen sollte der Mensch eigentlich erfüllen, inwiefern er Mensch ist: indess finde

ich besonders die heutige Generation so einförmig und so zerrissen, von dem was sie vereinigen sollte, nämlich den Ideen, so abgewendet, und in den Formen des Geistes, darin sie sich brechen sollte, so gleichartig, dafs es mich nicht befremden kann, wenn es überhaupt viel mehr Redende als Hörende, viel mehr Lehrende als Lernende, und wenig wahres Gespräch giebt. Die ein Gespräch führen sollen, müssen einander etwas zu sagen haben, etwas freies, eigenthümliches; die Form des Geistes in ihnen mufs eine durchgängig verschiedene seyn: jedermann giebt das auf den ersten Blick zu. Aber dafs ein eben so mächtiges gemeinschaftliches zwischen ihnen seyn müsse, so wie ich eben von dem Verhältnisse der Geschlechter bemerkte, dafs neben dem höchsten Zwiespalt, den die Natur angerichtet, sie ein desto gewaltigeres Streben nach der Vereinigung und dem Frieden gelegt, also ein wahres und inniges Gespräch begründet habe, — bedarf einer näheren Auseinandersetzung. —

Für sich allein oder für jedermann, — ist niemand ein Redner: wem nicht gewisse Personen, gewisse Arten des Widerspruchs den Mund verschliessen, der mag ein geübter Sophist seyn, aber ein Redner ist er sicherlich nicht. Wer nicht über gewisse Dinge mit mir einig ist, mit dem kann ich über die anderweiten nicht streiten. Glaubt ihr an

mich, so bin ich ein Redner; zweifelt ihr an mir, so bin ich stumm: nicht etwa aus Absicht oder mit Vorsatz, aber weil mir wirklich das Vermögen, das Talent der Rede im Munde verlöscht. Glaubt ihr an mich, kann wohl nichts anderes heißen, als, glaubt ihr, daß ich etwas Höheres will als mich: nämlich die Wahrheit, oder die Gerechtigkeit. Die beiden Sprecher also im Gespräch müssen an einander glauben, eine Luft des Vertrauens muß sie beide umfassen, ein Boden der Gesinnung muß sie beide tragen; mindestens muß ein gemeinschaftliches Gesetz des Anstandes und Wohllautes zwischen ihnen obwalten.

Jenes große französische Gespräch über die höheren Angelegenheiten des Lebens, welches im Jahrhundert Ludwig 14. begann, zuvörderst alle ausgezeichneten, kräftigen, besonders aber alle galanten und lebenswürdigen Naturen jener Zeit mit sich fort riß, dann alle Höfe von Europa und von dort aus die Sitten und Meinungen der Völker ergriff, von einer Reihe glänzender Schriftsteller an allen Enden der gesitteten Welt wiederholentlich von neuem angefaßt wurde, und erst seit etwa zwanzig Jahren allmählich zu verlöschen und in ein todes Formwesen zu zerfallen scheint, wie hätte es sich erhalten und eine Art von Weltherrschaft vorbereiten können, ohne ein gewisses Gesetz des Anstandes,

dem sich die verschiedenartigsten Naturen mit Neigung unterwerfen konnten. Es ist dießs Gesetz jenes geheimnißsvolle Wesen, womit die Kritik des 18ten Jahrhunderts sich vielfältig gequält, ohne es ergründen zu können: guter Geschmack wird es genannt, sehr sinnreich und bezeichnend, für eine unbekannte und unergreifliche Eigenschaft vielmehr der Verhältnisse der Dinge untereinander, als der Dinge selbst. Wir werden es im Verfolge näher betrachten: es ist das Element, es ist die gemeinschaftliche Luft, ohne welche die höhere französische Konversation nicht zu denken ist. —

Ferner, was erhält, was belebt jenes beinahe tausendjährige brittische Gespräch über das Recht, die Freiheit und alle Heiligthümer der Menschheit, dessen Heerd und Mittelpunkt das Parlament ist, von wo es sich unaufhörlich verbreitet über die Gerichtshöfe und über alle Gemeinden und Familien, und alle Gewerbe und Gespräche jener wunderbaren Insel? Nicht bloß daß sich Charaktere von seltner Vortrefflichkeit und Eigenthümlichkeit in jenem Lande begegnet sind, sondern daß frühe der Sinn für ein großes Gemeingut erweckt worden, worüber alle Partheien einverstanden waren, für die Verfassung nämlich. — Daß man über eine gewisse Grundform des öffentlichen Lebens einig war, war die Bedingung des brittischen Gesprächs, wie, daß es eine

gewisse sittliche, von niemanden bezweifelte Grundform des Privatlebens gab, die Bedingung des französischen Gesprächs, seiner Verbreitung, seiner Belebung.

Kurz man muß über gewisse Hauptsachen einig, man muß an Geist, an Sinn, an hervorstechender Zuneigung und Abneigung wenigstens von einerlei Art seyn, um über das andre recht lebhaft, innig und ohne Ende streiten zu können. Mit dem Türken und allem was außer der großen Europäischen Glaubensverbindung stand, gab es nach den Ansichten unsrer Vorfahren keine Negociation, kein Gespräch — und es ist sicherlich ein Sophist und kein Redner, der nicht bloß schweigt, aber dem nicht das Talent der Rede ohne Absicht, ohne Vorsatz im Munde verlöscht, wenn er sprechen soll mit Gegnern, die dieses Gemeinschaftliche verläugnen.

Jeder von uns hat es erfahren, daß, wenn es darauf ankommt einen andern zu überzeugen, und alle Gründe und alle Beweise, welche der kalte Verstand gesammelt hat, nunmehr erschöpft und an der verschlossnen Herzensthür des Gegners ohne Wirkung umgekehrt sind, sich, vielleicht bei der zufälligen Erinnerung an etwas gemeinschaftlich verehrtes oder geliebtes, plötzlich ein Verständniß eröffnet. Dieß ist der Augenblick, wo wir den Geist der Beredsamkeit über uns kommen fühlen, wo das eigentliche

Gespräch beginnt, und wo nun jedes Wort seine Stelle findet. Deshalb verfehlen die Rührungen, auch in dem Munde des schlechten Redners, so selten ihren Zweck: sie bereiten ein gemeinschaftliches Element zwischen dem Redner und seinem Hörer, worin sich dann alles übrige leichter berührt.

Die erste Konversation mit einem neuen Menschen hat etwas unerfreuliches, beschwerliches, bis man ein Gemeinschaftliches zwischen einander gefunden: das Wetter, die Beschaffenheit der Luft wird gern benutzt, als wenn man ahndete, daß jede Verbindung, jede Freundschaft, jedes Gespräch, eine eigne kleine Welt für sich werden müsse, mit ihrer eignen Luft, mit eignem Element, darin sie sich bewege. Man tastet umher nach gemeinschaftlichen Bekannten, nach Gegenständen der Zuneigung oder Abneigung, worin man sich etwa berühre; unsre Vorfahren rechneten in solchen Fällen gern die wirkliche Blutsverwandschaft herbei. Alle diese Fäden der Unterhaltung aber pflegen wieder zu zerreißen bis man sich über Ideen berührt: von dem Augenblick an ist der Boden der Unterhaltung fest, und wölbt sich, ich möchte sagen, ein gemeinschaftlicher Himmel über beide. Nun, da das Gemeinschaftliche gefunden, muß die Verschiedenartigkeit der Naturen das schöne Werk fortsetzen, ja verewigen: die Grundharmonie ist gegeben, ein Gesetz der beständigen

Wiederkehr zu einander; beide Stimmen können sich mit Freiheit von einander entfernen, jede kann ihre eigenthümlichen Modulationen verfolgen; der Grundton hält sie fest; jede Stimme hört sich selbst, zugleich aber, was viel mehr sagen will, den Akkord, den sie mit der andern bildet, und was noch mehr sagen will, sie empfindet in allen Labyrinthen der Gedanken und Töne ein allgegenwärtiges harmonisches Gesetz. — Die Musik kann es verdeutlichen, wie sich an dieses erste Gespräch eine neue Stimme über die andre anschließen, und wie endlich eine ganze Nation es eingreifend fortbilden und vollenden kann. Übersehen wir den Hauptumstand nicht: ist das harmonische Gesetz für zwei gegeben, so ist es für tausende da und für die Welt: zwei Liebende, sagt der Dichter in diesem Sinne, bilden ein versammeltes Volk — und je verschiedenartiger die Stimmen, je eigenthümlicher die Instrumente, um so gewaltiger und tiefer wird der harmonische Eindruck.

Darin nun liegt das Geheimniß der Leichtigkeit aller geselligen Berührung | alles Abords im ehemaligen Frankreich; es gab ein gewisses harmonisches Grundverhältniß in dem gesammten Gespräch jener Nation, in allen seinen Verzweigungen und in allen Ranken, die es über Europa ausstreckte: durch eine leichte Berührung der Zunge gleichsam, wie es das Wort Geschmack sehr sinnreich ausdrückte, war

entschieden, was in die Sphäre dieses Gesprächs, d. h. überhaupt in diese harmonische Welt gehörte und was nicht. Die Bewegung aller Konversation war so einfach und natürlich regelmäfsig, dafs sie, ich möchte sagen, eins wurde mit dem körperlichen Pulsschlag der Nation: der Takt war leicht gefunden, ja es wurde schwer ihn zu verletzen.

Es hat Zeit gebraucht, bevor wir Deutsche in dem Bewufstseyn unsers ernstesten und heiligen Willens, zu der gerechten Anerkennung dieser Vorzüge unsrer Nachbarn gekommen sind. Das ist die grofse Beschwerde unsers Lebens: statt jenes harmonischen Ineinandergreifens wirkt es durcheinander bei uns wie der Gesang der Vögel im Walde, jede von den befiederten Familien hat ihren eignen Grundton, jede ihren besondern Takt, und wenn das Ganze auch den Eindruck gäbe, und die Vorahnung, dafs der Frühling kommt, wenn es auch Vorgefühle erweckte von einer viel tieferen Harmonie, wer hört dieses Ganze, wer hört es vor seiner eignen Stimme. Jenes Element von Musik, jener eigenthümliche Charakterzug unsers Planeten, welches noch aufser der Atmosphäre, wie ein zarterer Dunstkreis in jenem gröfseren, wie ein irdischer Äther diesen Wohnplatz der Menschheit umfängt, jenes Element von Musik, das keine Nation empfunden haben kann wie die, welche Gluck und Mozart und Haydn und Bach und Händel

geboren, ist wirklich als Vorgefühl oder Nachgefühl in jedem deutschen Herzen, es lebt in unsrer Kunst, es regt sich an tausend Stellen unsrer Sprache, aber im wirklichen und gegenwärtigen deutschen Leben, d. h. im Gespräche und in den gesellschaftlichen Verbindungen entbehren wir es. —

Die Dialekte unsrer Sprache sind, zumal was Betonung und Akzent angeht, schöne Denkmale vaterländischer Treue, festen Beharrens an dem Boden, der uns erzeugt, und an die Weise, wie seine Berge und Wälder, und die Herzen, die er trägt, den Ton der Herzlichkeit zurückgaben; aber wie schroff stehn sie untereinander, wie sperren und spannen sie die einzelnen Gebiete von Deutschland gegeneinander; so auch die Gesinnungen, die Gedanken: ein gemeinschaftlicher Grundton der Harmonie nirgends, wenn nicht etwa in dem Nachklang dessen, was wir einst waren, und in der Ahndung dessen, was wir werden können. Man werfe uns nicht vor, daß jeder Einzelne von uns nach dem unendlichen strebe, alles umfassen, sich eine eigne Welt bauen wolle: er sucht, er strebt nur nach der Ganzheit, nach der Fülle seines zersplitterten Volks; im Innern seines Herzens will er umfassen, was sich in der äußeren Welt für den kurzen Zeitraum seines Lebens nicht hat finden und binden wollen; er versammelt die zerstreuten Züge des deutschen Gemein-

wesens, wie eines abwesenden Freundes; er möchte was in die Schicksale, in die Gedanken dieser großen Nation eingegriffen — und was hat denn nicht eingegriffen? — in ein großes Gebäude, in ein Vaterhaus für die deutsche Nachwelt zusammenfügen; er kann nichts geringeres unternehmen als den Bau einer Welt, weil die Welt, für die er geboren worden, wirklich zerfallen ist.

Jenes harmonische Grundverhältniß, welches die frühere französische Sprache, Konversation, Gesellschaft und Literatur auszeichnet, und welches noch heute, im Zustande der Barbarei und des Verfalls, da wo die großen Räder der europäischen Gesellschaft unter fürchterlichen Reibungen ineinander greifen, wie ein geschmeidiges Öl die Bewegung erleichtert, war zu den Zeiten der Größe von Frankreich, allen Formen der Bildung, ja der tiefstinnigsten Entwicklung des Geistes, wie der leichtesten, vergänglichsten Blüthe der Phantasie gleich günstig. Es ist falsch, daß in dem Geiste der französischen Konversation an und für sich etwas liege, was der Ergründung der Dinge in ihrer Tiefe, dem Haften und Beharren an ernstest Bestrebungen des Geistes ungünstig sei. Jener Charakter einer gewissen Nullität, den ihr Göthe zuschreibt, jenes libellenartige, farbenspielende Flattern an der Oberfläche des Lebens, mit gelegentlichem leichtem Eintauchen und Benetzen der

Flügel, jene Scheu vor dem Ergründen, und vor allem Großen, Überlegenen und Herrschenden, — gilt nur von der gegenwärtigen weichlichen, kränklichen Reizbarkeit der Gesellschaft: es ist die Scheu des Alters vor dem gesunden Luftwechsel des Lebens; das siècle de Louis XIV. berührt dieser Vorwurf nicht. Freilich wird Mafs und Takt begehrt; freilich wird begehrt, daß sich jeder Sprechende dem Gesetz der gesellschaftlichen Harmonie unterwerfe; freilich soll nicht mehr gesprochen werden als gehört, nicht mehr gelehrt werden als gelernt; freilich reißt dieser lebendige Strom alles stehende Gewässer mit sich fort, und leidet keine trübe, einsame, unnützliche Tiefe — aber sind dies nicht Eigenschaften der wahren Konversation, der ächten Gesellschaft überall? Frankreich wäre nicht die Schule der Beredsamkeit geworden für ein ganzes Jahrhundert, wenn es seinen großen Geistern gestattet hätte, tiefsinnig zu seyn ohne die Klarheit, welche das unendliche Gespräch gab, dahin sie fortgerissen wurden, eigenthümlich ohne die Allgemeingültigkeit, welche jeden Gedanken und jeden besonderen Besitz, unsern neu-lichen Betrachtungen zufolge, bekräftigt, besiegelt, indem sie ihn zum Gemeingut erhebt. Daher nun ist für den ganzen Kreis des Bewußtseyns und der Anschauung der Franzosen, ihre Sprache so vollendet, so ausgesprochen, so ausgespielt, wie man von

musikalischen Instrumenten zu sagen pflegt. Unendlich ärmer an Worten als die deutsche, ist unter ihren Worten ein leichtes, graziöses Verhältniß: die Worte untereinander haben denselbigen leichten Abord wie die Personen in der Gesellschaft: bei allem Misklang in den einzelnen Worten hört man ganz deutlich einen Wohlklang in den Zusammenstellungen der Worte. — Diefs sind die Vorzüge einer Sprache, die aus dem lebendigen Gespräch hervorgegangen, die nicht wie die deutsche mehr geschrieben als gesprochen, und zu einem Signale einsamer Geister gemißbraucht worden ist. —

Ich glaube, daß aus meiner ganzen bisherigen Darstellung deutlich hervorgeht, was die bisherige Theorie der Beredsamkeit versäumt hat, und was sogar die französische Rhetorik, im eigentlichsten Verstande vor Bäumen den Wald nicht sehend, nicht nachzuweisen versteht. Die bisherige Redekunst fordert vom Redner, daß er beweise, und falls dieses, wie in den meisten Fällen, nicht viel verfangen will, so giebt sie ihm eine gewisse Nachhülfe, ein Kapitel von der Erregung der Leidenschaften: sie geht sehr weit, wenn sie dem Redner gestattet gelegentlich einen Einwurf gegen sich selbst zu wagen. Ich habe die Protestation gegen sich selbst, das Mißtrauen und den Zweifel an der eignen Wahrheit, um der göttlichen und ewigen Wahrheit willen zur ersten Forderung an den Redner

erhoben: er soll die eigne Wahrheit unterwerfen der göttlichen Wahrheit, weil nur diese ihm die Macht geben kann, zweierlei Wahrheit, seine und seines Gegners Wahrheit, zu versöhnen oder wahrhaft zu überreden, zu überzeugen; er soll die Gegenstände irdischer Verehrung, die er zu vertheidigen unternimmt, zuvörderst opfern, er soll sie anklagen, darbiethen der ewigen Idee der Schönheit, damit diese durch seinen Mund rede, und ihn und seinen Gegner über den irdischen Gegenstand des Streits versöhne. Was heist diess anders, als seinen Gegner auf den gemeinschaftlichen Boden herüberziehen, über sich und ihn den gemeinschaftlichen Himmel wölben, beide in eine und dieselbe Luft versetzen, einen Grundakkord zwischen beiden anordnen.

Das Anregen der Leidenschaften und Rührungen ist ein armseliges Substitut dessen, was ich hier meine: es heist den Menschen bei seiner einzelnen schwachen Seite fassen, wo wir ihn zum Ausweichen nöthigen, befangen, allenfalls verzaubern, aber nie besiegen können: es ist ein augenblickliches, fruitloses Einweichen des Gegners, dessen Starrheit unmittelbar zurückkehrt, sobald ihn der austrocknende Hauch der Welt wieder berührt. Entweder ihr ergreift den Gegner bei seiner gewaffnetsten Seite, den Stier bei seinen Hörnern, indem ihr vorwegnehmt seine Gründe, sie verstärkt, sie durch den

Zusammenhang eurer Anklage belebt, indem ihr alle die Wunden zeigt, die er erst schlagen will; und ihr erhebt euren Gegner an seiner schwächsten Seite, die nämlich, die empfänglich ist für das Göttliche, und an welcher stärker zu seyn als er, euch zum Redner macht, und ihn zum Hörer — oder ihr ergreift ihn gar nicht, ihr spielt an der Oberfläche seines Herzens umher, ihr bestimmt das Thun seiner Hände, aber nicht seinen Willen, ihr habt Maschinen in Bewegung gesetzt, aber nicht Herzen. Was thut also der Redner anders, als mit Bewußtseyn das, was in jedem wahren Gespräch bewußtlos geschieht: er stellt dar 1) den Streit zweier ganz eigenthümlichen und verschiedenartigen Naturen. 2) Das Gemeinschaftliche, Höhere, was in dem lebendigen Gespräch unsichtbar wie ein Schutzgeist des Gesprächs, oder wie die Grundharmonie in der Musik, zwischen den beiden Sprechenden waltet. Eine Rede ist also nichts anders als ein abgeschlossenes Gespräch, welches in allen seinen wesentlichen sichtbaren und unsichtbaren Theilen durch den Mund Eines Menschen an die Welt tritt. Der Redner vereinigt drei Personen in sich, zuvörderst die beiden Sprecher des Gesprächs in ihrer eigenthümlichen Farbe und Manier, dann aber beide gedämpft, veredelt sichtbar, und unsichtbar versöhnt durch eine dritte höhere Person, die Seele des Redners, die über dem Streite der Glieder

thront. Von dieser unbefangenen, besonnenen Stellung über dem Kampf der Lebenselemente, den der Redner darstellt, finde ich in den Lehrbüchern der Redekunst nichts. Ich höre gern dem Streit der Klugen zu, sagt die Prinzessin in Göthe's Tasso, wenn an die Kräfte, die des Menschen Brust so freundlich und so fürchterlich bewegen, mit Grazie die Rednerlippe spielt.

Dafs diese Regel, dieser Kanon der Rede für alle Formen der Rede, für alle Bücher, für jede Art der Darstellung gilt, springt in die Augen. Der Kanzelredner, welcher das Gemeinschaftliche allein zur Sprache bringen wollte, der die göttlichen Wahrheiten, der die harmonische Regel für das höhere Leben unsres Geschlechts allein darreichen wollte, ohne die Partheien, ohne den Kampf der irdischen Wahrheit mit dem irdischen Irrthum, würde einsam bleiben in seiner Höhe, zurückschrecken, anstatt zu erheben. Der Sachwalter vor Gericht andererseits, der blofs die Eigenthümlichkeit seiner Parthei zu vertheidigen unternähme, der nicht von dem Geiste des Gesetzes beseelt über seinen Partheien schwebte, und ihren Handel mit einer gewissen heiligen Besonnenheit vor die Seele des Richters brächte, würde die Sache tiefer verwickeln als sie zum Spruche zu bringen. Was macht Macchiavelli und die Alten in ihren Geschichten so grofs, als bei der Klarheit, mit der die

handelnden Partheien in ihrer Eigenheit auftreten, der alles umfangende göttliche Hauch einer großen Seele, die ein Bestimmtes will, die ein höchstes Gut hat, die Freiheit oder das Vaterland, vor dem sich alle die streitenden Helden, die sie darstellt, beugen sollen: sie erhebt die Partheien, damit der Sieg des ewigen Gedankens über die vergänglichen Helden glänzender werde. Je mehr die Begebenheiten auseinander streben, um so gewaltiger rafft sie zusammen, und bündigt sie der Gedanke, bei Tacitus.

Zum letztenmale nunmehr lassen Sie uns einen strengen, ungefälligen Blick auf Deutschland werfen. Also eine Sprache, die mehr gelesen und entziffert wird als gesprochen, in der viel mehr gelehrt wird als gelernt und gehört; ein Gespräch, was nur durch die Schrauben der Noth zu Stande gebracht wird; ein Volk zersplittert in sich selbst, viel weniger das Ausland achtend, als sich selbst geringschätzend, und alle seine Institute, neben der allzu großen Erinnerung an ehemals, und der allzu ungemessenen Forderung an die Zukunft; alle seine größeren Geister entfernt, zerstreut über das unermessliche Gebiet des Wissens, vertrauter mit dem Alterthum als mit der Gegenwart, freundlicher verkehrend mit dem entferntesten Orient als mit der Nachbarschaft, lieber den Todten die Hand reichend als den Lebendigen, lie-

ber mit denen redend, die nicht mehr hören und antworten können, und die, wenn sie hörten, uns zurückschrecken würden in unser Jahrhundert, hier dasselbige, tüchtige zu seyn, was sie in dem ihrigen waren; endlich die wenigen, welche den Gram und die Grösse dieses Volks zugleich empfinden, und dennoch nicht weichen können von diesem Boden oder aus diesem Gefängnis, die von der Gegenwart nicht lassen können, diese wenigen einsam bauend neue Welten aus den alten Materialien, welche das vergangene Jahrtausend hier reichlicher als auf irgend einem andern Boden hinterliess; ohne Berührung, ohne Gespräch miteinander unternehmend, was nur die Begeisterung der Gemeinschaft, welche alles um sich her allmählig in ihren Strudel reißt, vollenden könnte. Ich frage Sie, ist es unter solchen Umständen nicht endlich Zeit, gründlich zu fragen, was Frankreich groß gemacht; was Frankreich vermocht und in Stand gesetzt hat, vollständig auszusprechen, d. h. nach meiner neulichen Erklärung ganz auszudrücken in Leben und That, was es gewollt hat. Ist es nicht Zeit, die Gründe der höchsten Mittheilung, die zwischen menschlichen Wesen möglich ist, die Gründe jenes Verkehrs durch Wort und Rede, in den sich alle Kriege, alle Arbeiten, alle Genüsse der Menschheit zuletzt auflösen, zu untersuchen; zu fragen, was uns den Mund gegeneinander verschließt, da

tausend Zeugnisse niedergelegt sind in Schrift für die Ewigkeit, daß wir reden können?

Es ist ein schlechter Trost, den wir auf allen Strassen hören müssen, daß uns nämlich statt Deutschland das Instrument der deutschen Sprache verblieben sei. Was ist diese todte Schriftsprache ohne das lebendige Gespräch und ohne die deutsche Rede, die daraus hervorwachsen sollte. Ich wünsche Deutschland Glück, daß jenes Schrift- und Formelwesen allmählig zerfällt, daß das Ansehn der Druckerpresse durch den Mißbrauch allmählig abnimmt, daß die Liebhaber dieses Unwesens von den Zeitumständen mehr und mehr mit Auswahl zu kaufen, und anstatt zu lesen lieber zu sprechen genöthigt werden; was ächtes Gold ist, wird dennoch bestehen.

Wie könnte ich gezeigt haben, daß das Gespräch die Quelle der Beredsamkeit überhaupt sei, ohne jenes großen Deutschen zu gedenken, mit dem die deutsche Beredsamkeit erwacht, der mit der Flamme des Gesprächs alles ergriff was dem deutschen Herzen nahe geht, und was, da er seine Stimme erhob, in unnatürlicher Verzauberung oder Versteinerung da lag, G. E. Lessing. Er ward gehört, er drang tiefer in das Ohr und in die Seele seiner Nation als irgend ein Zeitgenosse; er zwang durch ein ächtes Talent der Rede die Nation zur Antwort; streute über die Furchen, die ein unglücklicher Krieg in Deutschland

hinterlassen, den Samen eines geistigen Krieges aus; weckte, wie es dem freien Geiste ziemt, der für die Freiheit der übrigen lebt, viel mehr Gedanken als er aussprach, und blieb als ein unbegriffenes Wunder in dem Andenken seiner Freunde zurück; was er geringgeschätzt hatte an sich, wurde zum Muster gewählt; der Schnitt und alle Äußerlichkeiten seines Wesens, und was niemand gründlicher verachtete als er, fand in allen literarischen Werkstätten Nachahmer und Sklaven, bis ein Freund in einem höheren Sinne des Worts, ein Pair seines Geistes, endlich einer neuen Generation, die indess aufgegangen, sagte, wer und wie er gewesen sei.

Es ist nicht unmerkwürdig, das Geschlechtsregister eines tüchtigen und gründlichen Gedanken zu wissen. Dafs das Gespräch die Seele aller Rede sei, hat Lessing durch sein kriegerisches Leben be-
thätigt, aber ausgesprochen, deutlicher empfunden als Lessing selbst und mir überliefert hat ihn der grofse Gelehrte, den ich als Muster, Freund und als unmittelbaren Vorgänger bei diesem Geschäfte der Vorlesungen auf gleiche Weise verehere. *)

*) Friedrich Schlegel, der eben seine Vorlesungen über die Literatur beschlossen hatte, als die gegenwärtigen über die Beredsamkeit ihren Anfang nahmen.

III.

VON DER KUNST DES HÖRENS.

III.

VON DER KUNST DES HÖRENS.

Es giebt eine Kunst des Hörens wie des Redens, und da der Redner, meiner Vorschrift gemäß, aufser sich selbst noch die Person seines Gegners sprechen lassen soll, so ist klar, dafs er die Kunst des Hörens, die Kunst des Innewerdens fremder Naturen, und ihrer Art und Eigenheit in demselben Mafse besitzen müsse, als die Kunst des Eindringens in fremde Naturen vermittelt seiner Rede: diese beiden Künste bedingen einander; niemand kann gröfserer Redner seyn als Hörer.

In der Musik wird die Welt diese meine Forderung leicht zugeben; wer singen lernen will, mufs ein musikalisches Ohr haben; und wer Musik als Kunst, und nicht als blofse Schmeichelei des Ohrs empfinden will, soll sein Ohr für die Musik ausgebildet haben, wie derjenige seine Stimme oder seine Instrumentalfertigkeit, der sie hervorbringt. Überhaupt glaubt man von allen Künsten, dafs, um sie zu genießen in der Fülle dessen was sie gewähren, man sie selbst üben müsse. Nur in der Redekunst

soll es hinreichen, daß der empfangende Sinn, das Ohr, offen stehe und über sich ergehen lasse. Man setzt vielleicht dunkel voraus, daß ein Sinn, der täglich geübt werde, durch eine Kunst, wie die des Redens, die in keiner Lage des Lebens ganz entbehrt werden könne, keiner absichtlichen Nachhülfe bedürfe, und daß die Seele, diese Künstlerin aller Kunst, schon von selbst kluge und eifrige Thürhüterin des Haupteinganges, der zu ihr führt, seyn werde. —

Zuförderst aber übersieht man dabei, daß die ganze Welt durch die Rede ausgedrückt wird, wie denn überhaupt für alles was die Welt dem Menschen gewährt, an Gütern, an Schätzen, an Genuß, an Erkenntniß, nur ein einziges würdiges Äquivalent von Seiten des Menschen an die Welt zurückerfolgt: nämlich die Rede, d. h. die vermenschlichte Welt: man übersieht also, daß durch diesen Sinn des Ohrs, großes empfangen wird und kleines, gewaltiges und schwaches, unermessliches und geringfügiges, daß also in sehr verschiedener Art, bald in größer bald in leichter und flüchtiger Manier empfangen werden muß; daß also dasjenige Ohr, welches nur gewöhnt ist zu empfangen: guten Morgen, oder wie geht es? oder was kostet das? — um desswillen nun noch nicht grade geeignet ist, eine Rede von Johannes Müller an die Schweizer, oder von

Gentz für das europäische Gleichgewicht oder irgend einen andern Wortredner der Völker nach Würden anzuhören. Nicht etwa weil die Kenntnisse, die wissenschaftlichen Vorbereitungen fehlen, die zum Verständniß dieser Redner gehören, sondern weil das Ohr an grofsartige Wendungen der Rede nicht gewöhnt ist, weil von den breitgetretenen, zerbröckelten Tönen des gemeinen Lebens, worin kein Gesetz herrscht, als das der Noth, kein Takt, als der der Faulheit, eigentlich kein Übergang statt findet zu dem harmonischen Ganzen, was ein überlegener Geist mit Freiheit und rythmisch angeordnet hat. —

Ferner übersieht man, indem man dem Ohr an und für sich schon die gehörige Bildung zutraut, die Eitelkeit der Menschen; sich unthätig verhalten, über sich ergehen lassen, ist keine Kunst, aber zu leiden, mit Verstand und Würde zu empfangen, ist überall eine eben so grofse Kunst, als zu handeln, oder mit Geist, mit Geschmack und mit Kraft zu geben. Aber weil die Kunst des Handelns und so auch des Sprechens sichtbar ist, weil die Wirkung von ihr auszugehen scheint, weil sie ganzen Massen von Menschen und Kräften angenehme Gewalt anzuthun scheint; dagegen die Kunst des Leidens und des Hörens weniger in die Augen springt — so ergiebt es sich, dafs zuletzt in jeder gegebenen Gesellschaft viel mehr Personen reden als hören

wollen, während die Natur das ganz Entgegengesetzte zu wollen scheint, indem sie angeordnet hat, daß zwar viele hören können was einer spricht, unmöglich aber einer hören kann was viele zu gleicher Zeit reden. Die Eitelkeit der Menschen macht, daß das Sprachorgan viel mehr geübt wird als das Ohr, daß man von der Seele, die, wenn irgendwo, so in der Mitte zwischen diesen beiden erhabenen Organen liegt, sich mehr und mehr entfernt, und auf mechanischem Wege die höchste Wirkung hervorbringen will, die dem Geist über den Geist je gelingen kann.

Das Auge empfängt alle Bilder, alle Farben, alle Eigenthümlichkeiten der Welt: was giebt es der Welt zurück als seinen zwar ausdrucksvollen, aber stillen Glanz. Der Geschmack, der Geruch, für welche die Natur die zartesten Verhältnisse der Körperwelt zu mischen scheint, was geben sie der Natur zurück? Womit antwortet der Mensch auf alle die Wohlthaten und Schmeicheleien seines Gefühls und aller dieser Sinne? — Alle seine Schuld bezahlt er, all dieses unendliche Empfangen vergilt er, auf alle Fragen der Natur antwortet er mit dem Vermögen der Rede: aus allen diesen Bildern, diesem Glanz, diesem Duft, diesem Wohlgeschmack, diesen tausendfältigen Anregungen des Gefühls bereitet sich ein einziger, einfach - unendlicher Stoff: das Wort. Der Sinn also, dem die Natur das

Vermögen der Antwort beigegeben, der nicht bloß zum Leiden bestimmt ist wie die übrigen, hat einen höheren Beruf als die übrigen. Auch zeigt sich die Wahrheit dieser Behauptung deutlicher darin, daß unser Ohr das Gesetz der Welt ganz für sich, und fast ohne Beihülfe der übrigen empfinden kann: an der Musik ist wahrzunehmen, und die meisten musikalischen Virtuosen bestätigen es, daß dieser Sinn der unabhängigste von allen ist, ja, ich möchte sagen, daß der ganze Mensch sich in das Ohr zurückziehn, mit diesem einen Organe leben, denken und dichten, und alle andere Organe im thierischen Zustande hinterlassen kann. Wie großes haben die Alten gemeint, als sie von einer Harmonie der Sphären redeten, als wenn die Gesetze der wunderbaren Anordnung des Weltbaus doch eigentlich nur das Ohr empfinden könnte! —

Die Eitelkeit der Menschen nun will lieber auf diesen Sinn wirken, als Eindrücke durch ihn empfangen; darüber geht das Vermögen, höhere Eindrücke dieser Art zu empfangen, und natürlich auch die Kunst sie durch die Rede zu bewirken, allmählig verloren. Und gesetzt auch, die Natur sorgte für die Bildung des Ohrs, so verdirbt sie der Mensch durch das eitle, unglückliche Bestreben mehr auf die Welt zurückzuwirken, als diese auf ihn einwirkt. —

Endlich übersieht man, indem man unsrem, der

heutigen kultivirten Europäer Ohr von selbst schon die gehörige Bildung zutraut, die Verwirrung und Verkehrung im Reiche der Geister, welche die Buchdruckerkunst angerichtet. — In den Zeiten vor dieser segensreichen, aber auch verderblichen Erfindung, wurde die Kunst der Schrift nur angewendet für die Abwesenden und Nachkommen: für die Gegenwärtigen hingegen, für die Zeitgenossen, für alles was man mit seiner Brust und Stimme erreichen konnte, galt die lebendige Rede. Es war wie mit den Geldverhältnissen: wo man sich erreichen konnte, da vergalt man einander mit der Kraft seiner Hände und mit Diensten, man zahlte dem Gegenwärtigen und Zeitgenossen mit der Person: nur für die Entfernten, für die Abwesenden, für die Zukunft bediente man sich des Goldes und Silbers. — Gold und Silber verhält sich zur lebendigen That grade wie die Schrift sich zu dem lebendigen Worte verhält. Als sich alle praktischen Verhältnisse des Menschen in Geldverhältnisse, und alles Reden der Menschen in den höheren Geschäften des Lebens, nämlich im Regiment der Staaten und des Reiches der Wissenschaften in schriftliche Verhandlung auflöste; als nunmehr keine unbezahlte, persönliche Hülfleistung im ganzen Gebiete des bürgerlichen Lebens, als etwa zwischen Ältern und Kindern zurückblieb, als die lebendige Rede nur in den ganz gemeinen und alltäglichen Ver-

hältnissen des Lebens ihr Recht behielt — wenn möchte es befremden, daß von da an die Thatkraft dieses Geschlechts gelähmt, die Gewalt des göttlichen Organs der Rede gebrochen und gebeugt, und das Ohr für alle höheren Eindrücke, die man höchst unnatürlicher Weise dem dechifrirenden Auge zuwies, verschlossen wurde. —

Wurde dieses Geschlecht um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, wo diese große Verwandlung vor sich ging, plötzlich so gebrechlich, ohnmächtig, oder durchdrungen von dem Gedanken seiner Vergänglichkeit, daß es sich an dem Golde und an der Schrift, an den bleibenden Eigenschaften dieser Dinge festhalten wollte, oder ist es nur durch den Mißbrauch jener beiden Gaben, des Geldes, wozu Amerika, der Schrift, wozu die Buchdruckerkunst verleitete, in That und Wort so zurückgekommen? — Ich will es nicht entscheiden — aber ich weiß, daß jedes gesunde Gemüth diese Umkehrung der Natur mit mir empfinden und beklagen muß. —

Seitdem die Buchdruckerkunst gemein wurde, verschwindet nun nicht mehr das schlechte, falsche und unbedeutende, wie ehemals gleich nachdem es gesagt wurde, zerfließt nicht mehr in die gemeine Luft, der es mehr angehörte als dem Geist; es bleibt, es rückt in ganzen Geschwadern, nach beschleunigtem Verhältnisse wachsend, wie die Biblio-

theken unsrer Zeit zeigen, auf die unglücklichen Nachkommen los; genau eben so wie das ökonomische Unglück, welches in früheren Zeiten von dem Geschlecht, das es betraf, unmittelbar getragen, abgeschüttelt wurde, und dann mit den Leidenden dahin starb, sich nunmehr, seitdem alle That und Handlung in Golde ausgedrückt wird, in schweren und immer schwereren Schuldenmassen auf die Nachwelt wälzt. —

Die Organe der Sprache und des Gehörs sind ihrer edelsten Funktionen beraubt, sie feiern, sie verrichten unnütze Dinge oder doch nur den allergeimeinsten Hausdienst; nur ganz auf der Höhe des europäischen Lebens, im Privatleben der Franzosen, und im öffentlichen Leben der Britten, den beiden besten Früchten, welche die letztvergangenen Jahrhunderte erzeugt, dauert, wie ich neulich gezeigt, ihre alte Bedeutung fort. Wie kann man also voraussetzen, daß das Ohr schon von selbst hinlänglich gebildet werde, in einer Zeit, wo von allem Klange der Rede, von aller Lebensfülle, von allem Brausen der bürgerlichen Thaten, von allem Gesange der Poesie früherer Jahrhunderte nichts zurückgeblieben, als ein einförmiges Rauschen der Bücherblätter in einsamen Gemächern, wie ein ähnliches todtes Rauschen der Blätter im Herbst statt allen fröhlichen Tumultes der schöneren Jahrszeit zurückbleibt! —

Nachdem die Rede aus dem Gebiet des Ohrs in das Gebiet des lesenden Auges, nachdem sie aus dem Gebiete der Stimme in den Wirkungskreis der schreibenden Hände einmal höchst unnatürlicher Weise versetzt worden, so erstirbt sie nun auch, schrumpft zusammen, vertrocknet mehr und mehr: das Wort schwindet in einander, und wird mehr und mehr zur Zahl. Alle Wissenschaften, alle bürgerlichen Geschäfte lehnen sich, halten sich an der geliebten Zahl, sie verpuppen sich, wie gefrässige Insekten, in Gespinnsten von Zahlen und Formeln. Die Popularität der Kartenspiele zuletzt parodirt auf eine sehr zierliche Weise das ganze sonderbare Wesen, die ganze Zeit spiegelt sich in diesem einfachen Vergnügen: eine Kombination gewisser Zahlen-Verhältnisse statt des gesellschaftlichen Gesprächs, und ein kleiner Geldkommerz statt der persönlichen Berührung.

— — Sie sehn, ich gehe etwas weit in der rhetorischen Wendung, mit der ich diese Vorlesungen eröffnete, — nämlich in dem Anklagen dessen, was zu vertheidigen meine Schuldigkeit und meine Absicht ist: zuerst war es Deutschland, in dessen Sprache und in dessen Sinn ich doch eigentlich rede, nun ist es gar das gesammte Zeitalter, das ich doch eigentlich nicht fallen lassen darf, aus dem einfachen Grunde, weil ich einmal nicht heraus, und mir ein andres suchen oder schaffen kann. Aber ist es denn so

etwas kleines, einen vergessnen, stiefmütterlich vernachlässigten Sinn des Menschen zu vertheidigen und zu retten, da nur noch vier andre sich, gar nicht einmal zu schliessen, sondern nur auf ähnliche Weise abzustumpfen brauchen, damit von dem ganzen Geschlecht, seinem Thun und Treiben nichts redenswürdiges mehr übrig bleibe. Ist die Kultur dieses adlichsten Sinnes und mit ihm die Beredsamkeit wieder herzustellen durch bloße Vorlesungen und Regeln über die Beweisführung, über die Erregung der Leidenschaften u. s. w. in Blairs und Priestleys und Batteuxs Manier. Ganz Griechenland hat Jahrhunderte hindurch sprechen müssen, erst mußte das letzte Bauerweib auf dem Markte von Athen durch bloße Bildung des Ohrs unterscheiden können was attisch und was schön griechisch war, was nicht, bevor Demosthenes kommen durfte. Dafs ein Einziger sprechen kann wie es sich gehört, dazu muß beitragen die Nation, müssen beitragen die Weltumstände, so gut als der, der die Beredsamkeit lehrt. Weil ich eine einzelne Wissenschaft, eine einzelne Kunst erlernen will, so schiefst sich deshalb auf so lange die Welt nicht zu, noch steht sie unterdeß stille: weil ich nun aber nicht sprechen kann, wenn mein Volk nicht mitspricht, und weil die Welt aber, indem sie fortläuft, stören könnte mein Werk und mein Lernen, und weil sie zuletzt doch all mein

Lernen erst erfrischen, beleben muß, und weil es ihr zu Gute kommen soll, so habe ich mich früh gewöhnt, die lebendige Welt mit der Wissenschaft und Kunst von vorn herein zu verweben. Das Band der Dinge ist ja was wir eigentlich suchen; in dem was das Wort und die That, den Gedanken und das lebendige Leben miteinander verknüpft, liegt das Geheimniß der Beredsamkeit; läge es in den Häkchen und Fäden, welche Worte an Worte und Redensarten an Redensarten binden, so wäre es von der Sylbenstecherei unsres Jahrhunderts längst entdeckt. — So viel zur Entschuldigung, wenn ich oft von etwas mehrerem rede, als der Beredsamkeit.

— — Es giebt also eine Kunst zu hören, und ich bin fest überzeugt, daß wer sie in gehörigem Mafse besäße, durch bloßes Ausüben dieser Kunst, durch bloßes sinnreiches und lebendiges Anhören einen andern zum Redner machen könnte. Man kann in jedem Theater bemerken, wie viele Grade gesteigerter Aufmerksamkeit es in einer Versammlung von Menschen giebt, und wie viele Grade der Stille, die in gewissen Momenten jene Athemlosigkeit der ganzen Natur erreicht, die man auf den Gipfeln sehr hoher Berge wahrnimmt: man kann unzählige Arten der Aufmerksamkeit und des Antheils bemerken, und man wird inne werden, daß der Mensch deshalb, weil, und so lange als er hört, nicht auch

stumm ist. Der große Schauspieler weiß was er von den bestimmten und hergebrachten Manieren der Antwort von Seiten des Publikums, vom Händeklatschen, und von dem eigentlich schreienden und brausenden Beifall zu denken hat: aber wenn eine große Versammlung von der Macht der Rede so überwältigt wird, daß sie die konventionelle Antwort vergißt, daß sie wie mit einem einzigen Ohre horcht, und jeder Athemzug nur sorgt wie er sich in die gelegentlichen Pausen der Rede fügt, und einzelne leise, kurze Laute der Bewunderung mit unverabredeter und doch überraschender Gleichförmigkeit aus der immer tieferen Stille heraustreten, wenn die ganze Versammlung sich unsichtbar, aber ganz deutlich aneinander lehnt, jeder empfindet, daß er nur Glied eines größeren Menschen ist, der angeredet wird, dann ergreift auch den Künstler auf der Bühne etwas ihm selbst unerwartetes, größer als menschliches, nicht etwa eine gemeine Verwandlung in das was er darstellt, nicht etwa eine Trunkenheit der Begeisterung, aber eine gewisse göttliche Ruhe; das ganze Gerüst von Vorübung und Studium seiner Rolle verschwindet, die Bemühung wird unnütz, das Talent selbst tritt zurück; es ist als wenn ein höherer Geist, der Dichter oder irgend wer sonst den ganzen irdischen Apparat dieser Kunst entrückt hätte, als wenn er durch den Mund des Künstlers redete,

und als wenn derselbige Geist in seligem Anschau seines eignen Werks auch durch das Ohr der Versammlung wieder horchte; es ist als wenn jene glückliche Gemeinschaftlichkeit des Bodens und des Himmels, von der wir in unsrer vorigen Unterhaltung sprechen, alle überkäme, und als wenn zwischen Parterre und Bühne die Grenze des Prosceniums verschwände, welche die Kunst eigentlich immer aufheben sollte, wie die Alten andeuteten, indem sie die Bildsäule des Gottes, die Neueren, indem sie die Musik an diese Grenze hin verlegten. —

Diefs sind die Augenblicke, wo jeder im Hören empfindet, daß auch er reden könne: in solchem Moment mag Schiller sich selbst, und außer sich etwas Göttliches, und somit seinen ganzen Beruf in seiner Brust empfunden haben. Wenn wir uns aber erinnern, daß dieser Zustand der Vereinigung in dem Wort, der uns in den dermaligen betrübteten Umständen unsres Lebens nur selten, und dann zufällig und vorübergehend befällt, der eigentlich natürliche Zustand des Menschen ist, daß wie das Element des Fisches das Wasser, des Vogels die Luft — so das Element des Menschen die lebendige, die gesprochene, die empfundene Sprache ist; wenn wir uns ferner erinnern, daß wir die gegenwärtige unmittelbare Gewalt der Töne, und somit das eigentliche Element unsres Daseyns aus allem höheren Leben

verdrängt haben, daß wir dieses Element, was nur gehört werden kann, sehen wollen in Zeichen und Schriftzügen, daß selbst die Franzosen in ihrer glänzendsten Zeit es doch auch nur geschmeckt haben — so müssen wir eingestehn, daß wenn auch von Deutschland insbesondre, doch nicht weniger vom ganzen Zeitalter die Klage unsres Dichters gilt: Spricht die Seele u. s. w. — Sie ist um so wahrer, als sie auch vollständig gilt, wenn man sie umwendet und sagt: Hört die Seele u. s. w.

— Nur unter großartigen Leiden lernt der Mensch großartig handeln, nur durch den Gehorsam lernt er herrschen, nur durch Hören lernt er reden. Das Handeln, das Befehlen an sich, etwa durch ein Vormachen und Vorbefehlen — läßt sich nicht lernen; eben so wenig das Sprechen durch vor- und nachsprechen, wie unser ganzes Zeitalter glaubt. Einem großen und beredten Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts ward ein vornehmer Zögling gebracht, daß er an dem immer gegenwärtigen Muster seiner Sprache und seiner Schrift die Kunst der Beredsamkeit sich aneigne: Schreibt, antwortete ihm dieser, so will ich euch sagen ob ihr schreiben könnt; mehr vermag ich nicht über euch. Dieser Autor fühlte, daß in dieser erhabenen Kunst kein gemeines Übertragen statt finde; noch sinnvoller aber hätte er sagen können: lest, so will ich Euch sagen ob Ihr schreiben

könnt; hört mich an, und ich will Euch bestimmt anzeigen, ob Ihr reden könnt. —

Aber, höre ich mir einwenden, ist denn das Hören, und zwar selbst das recht künstliche Hören, mehr als ein geistiges Nachsprechen; ist denn das Hören nicht eben deshalb die Schule des Redners, weil es ein stilles Angewöhnen des Redens ist? — Was? Genügt es mir, wenn ich rede, daß sich jedes meiner Worte in dem Hörer eindrückt und abfornt wie das Siegel in dem Wachs, und daß jede Wendung meiner Rede ihn bewußtlos und durch eine kalte Nothwendigkeit stellt und richtet, wie die Wetterfahne der Wind? Ich verlange ja eine Antwort, ich will ja Freiheit gegen mir über, und Selbstbestimmung; keine Maschine, die zu regieren es ja noch mechanische Kräfte in der Welt giebt, und nicht die Wunderkraft des Wortes erst auf eine lächerliche Weise gemißbraucht werden darf. Sie sollen ja nicht verstummen, sondern sie sollen hören! — Ich will ein Bestimmtes erreichen durch meine Rede — wohlan! weil ich ein Mensch bin; aber noch eifriger will ich, daß meine Rede andre Redner erwecke, daß sie entzünde das Gespräch meines Volks und meiner Zeit, daß sie andern den Muth gebe, zu sagen und auszusprechen die Leiden, die Hoffnungen und den Stolz dieses Jahrhunderts — warum? weil noch außer dem Menschen etwas gött-

liches in mir ist, etwas, das ich selbst mit der Erreichung aller meiner Wünsche, und mit der Überredung aller meiner Gegner nicht zur Ruhe bringe! —

Das Hören ist eine Manier des Antwortens; und da in jedem gegebenen Augenblick die Natur, wie der Sprecher im brittischen Parlament, nur einem Einzigen, der grade zuerst aufgestanden ist, das Wort erlaubt, so hat sie andererseits die, welche für diesen Augenblick nachstehn, schweigen und hören müssen, mit einer unsichtbaren Beredsamkeit begabt, mit Zeichen, mit einem stillen Widerstreben gegen jede rednerische Gewaltthat, mit sehr vernehmlichen Andeutungen, mit sehr empfindlichen Belohnungen, und — was mehr als alles diefs ist, in den Augenblicken wahrer Berührung mit dem Redner, oder des vollständigen Gelingens seiner Absicht — mit dem stolzen, verklärten Gefühl des Erfülltseyns von demselbigen göttlichen Geist, der durch den Mund des Redners spricht. — Auch hier nöthigt die Natur (grade in dem Augenblick des menschlichen Gelingens, wo die Abgötterung anfangen könnte dessen, dem es gelungen ist) sanft zur Gerechtigkeit. So überhaupt, wenn der Mensch am größten wird, so wird er gehorsames Instrument eines höheren Geistes; man kann ihn nicht achten, ohne zugleich etwas höheres anzubeten; und in ihm selbst — je mehr äußere Ursachen zum Stolz, um so mehr

innere Gründe zur Demuth; so wie ich oben zeigte, daß die Liebe zu einem irdischen Gegenstand am höchsten stiege, wenn sie fromm und gerecht würde.

— Vergessen Sie gütigst für den Augenblick uns lesende, schreibende Redner, und alle gelehrte Barbarei und alle Stubenangewöhnungen unsrer Zeit. Denken Sie Sich einen lebendigen, improvisirenden Redner, der nicht die eigentliche Rede schon zum voraus an das Papier gehalten hat, den nicht Bibliotheken und Drucklettern und der Flitterglanz des schriftstellerischen Ruhms, auch nicht weiter die stumme Natur mit ihren sogenannten Schönheiten zum Reden begeistert, sondern der menschliche Gesichtszüge vor sich haben muß, den zum Reden antreibt, was den wahren Helden zum Siegen, nämlich die Fähigkeit der Antwort, die Unüberwindlichkeit, die Freiheit, das Heldenthum seines Gegners, der, wie die Helden der Ilias, nur redet wenn er gefragt wird, oder angeredet, oder wenigstens angelächelt, oder doch von nichts geringerem als einem Gott angetrieben wird. — Solchem Redner gegenüber läßt sich erkennen, daß der Hörer, wenn er schweigt, nicht stumm ist, daß er unaufhörlich eingreift und tragen hilft, daß er mit leisen Bewegungen des Blickes oder der Augenbraunen, mit leisem Zucken der Muskeln, mit unmerklichem Lächeln, mit

Rührungen, die kaum den Kristall der Augen anhauchen, mit Athemzügen, mit Pulsschlägen möchte ich sagen, und mit allen den leichten Geberden, die von dem gewöhnlichen Tumult des Lebens übertäubt werden, den gewaltigsten Redner regiert. Glauben Sie mir: jeder groſse Buchredner oder wahrhafte Schriftsteller des 18ten Jahrhunderts wurde was er war hauptsächlich durch die Kraft seiner Phantasie, mit der er diese stillen Geberden eines aufhorchenden Volks in die Zwischenräume seiner Reden flocht, mit der er alles Geliebte, Geachtete, Verehrte, alles was je auf seine Bitten gehört, auf seine Fragen geantwortet hatte, im Geist um sich her versammelte: er wurde nur Redner inwiefern er die Kunst besaß in tausendfältigen Weisen und in der freien Manier der verschiedenartigsten Naturen sich selbst anzuhören; nicht die armselige Kunst sich mit gelehrter, einsamer Selbstgefälligkeit selbst im Geiste nachzusprechen, sondern die Kunst sich anzuhören wie ein dritter, mit Protestation, mit Opposition, mit andern Gesinnungen, nicht bloß mit einem andern Ohr, sondern fast mit einem andern Herzen als dem Seinigen. —

Darum gedeiht in Republiken die Beredsamkeit, nicht bloß weil jedem mitzureden erlaubt ist, sondern weil jeder frühe gewöhnt wird einzugehn in die freie Gesinnung, in das Ohr des Nachbars, weil,

wer herrschen will, so vieles unabhängige, so viel eigenthümliche Weise zu hören und zu empfinden, neben sich dulden muß, und so vielen gehorchen muß. Darum ist man auch in unsrer Zeit den Frauen gegenüber gewöhnlich beredter, als den Männern, weil man mit einem zarteren Ohre, mit einer gewissen Empfindlichkeit des Anstands und der Sitte, kurz mit einem fremden Ohre, dem sich keine Gewalt anthun läßt, auf das hören muß, was man sagt. —

Die Kunst zu hören besteht also in der freien Herrschaft, die man über diesen Sinn erhält, in der Fähigkeit im Sinn des andern zu hören, und doch zugleich sich selbst zu hören; kurz sie besteht wie alle Kunst, wie insbesondere die musikalische, in der Fähigkeit Akkorde, Harmonien zu empfinden, die nicht jedem angeboren ist, oder nicht etwa deshalb schon geübt wird, weil das Ohr offen steht, und mit sich geschehen läßt. — Schärfer den Ton von dem Nichtton, und einen Ton von dem andern unterscheidet der Wilde; das Thier sogar ist in der Fertigkeit, die Eindrücke der Sinnenwelt zu zerlegen, ohne weitere Lust kalt zu zerlegen, geschickter als der Mensch; aber den Wohlklang, die Akkorde unter dem was zugleich geschieht, das Ebenmaß, den Rythmus, die Melodie zwischen dem was aufeinander folgt, die Macht das feindselige, das anscheinend unvereinbare, durch ein Gesetz der Harmonie

in seiner Brust zu versöhnen, die Kunst aus den streitenden Kräften dieser Erde sich ein Gefühl der ewigen Ruhe zu bereiten, die Last zweier erbitterten Partheien wie zwei schwere Flügel auf seine Schultern zu nehmen, sich grade mit dem was die andern Geschlechter der Erde dumpf zu Boden drückt durch sein Gewicht — durch Ebenmafs um so freier zu erheben — darin besteht die adliche Natur des Menschen. — Alle Sinne des Menschen sind für diese schönste Eigenheit empfänglich: aber ihre Lehrmeister, die selbst, ich möchte sagen, unmittelbar von Gott dieses grofse Gesetz empfangen, und es vor allen andern pflegen und bilden müssen, sind die Organe des Gehörs und der Stimme. Tiefsinnig schweigt die mosaische Offenbarung von allem andern Unterricht Gottes: er lehrt den ersten Menschen nichts weiter als die Sprache, das ganze harmonische Gesetz der Welt; die eigentliche Herrschaft über die Welt ist ihm hiermit übergeben, und die Schöpfung des Menschen ist nunmehr vollendet.

— — Es gilt also nicht von dem menschlichen Gehör, sondern nur von dem spürenden, unterscheidenden Instinkt des Wilden und des Thiers, dafs es von Natur schon in der gehörigen Verfassung, und durch blofses Offenstehn der Ohren schon so gebildet sei als es werden könne. Wie aber, fragen wir, soll das Ohr sich künstlerisch ausbilden, wenn nicht

gesprochen wird, wenn das Zeitalter schreibt wo es reden sollte? Wohlan, üben wir diese wichtige Kunst zugleich mit der Gerechtigkeit gegen die großen verstorbenen, und die zu unsrer Freude noch fortlebenden Zierden der Nation, die einsam, ohne Berührung mit dem Volke, zu dem sie sprachen und für das sie lebten, ohne Antwort, als die sie selbst sich zurückriefen indem sie gehorsam eingingen in das Gemüth und die Denkweise der Mitbürger, ohne Belohnung, außer dem zweideutigen, vielbeneideten und viel verbitterten Lobe entfernter Zeitgenossen, denen sie nie ins Auge gesehn, und außer dem Zeitungsruhm, den sie mit den unwürdigsten ihrer Zeit theilen mußten, die dennoch, ohne alle Gunst der Umstände, ohne alle Witterung des Glücks, diese deutsche Sprache so ausgesprochen haben, so erfüllt und beseelt, daß sie sich heut ganz behaglich anhört, ganz muthig neben die andern vielbegünstigten Sprachen Europa's stellen kann. Seyn wir gerecht gegen die Dichter und Redner der Nation, indem wir sie lesen lernen, was wir jetzt noch nicht können: ich meine lesen, mit lebendiger artikulierter Stimme, indem wir sie — damit ich mich selbst wiederhole, wo es an seinem Ort ist, „eifersüchtig mißgönnen dem Papier, herausreißen aus den todtten Lettern, der Buchdruckerkunst zum Trotz mündlich, wie Frankreich und Italien die seinigen längst, münd-

lich überliefern“ der deutschen Nachwelt, die uns dann, frühe geübt, frühe gewöhnt an die vaterländische Harmonie, in der Kunst zu hören, also auch in der Beredsamkeit übertreffen möge.

IV.

VERHÄLTNISS

DER

BEREDSAMKEIT ZUR POESIE.

IV.

VERHÄLTNISS

DER

BEREDSAMKEIT ZUR FÖRSÖ

177

27

Nachdem wir in unsern bisherigen Unterhaltungen den todten Begriff der Sprache zu seinem Ursprung, nämlich der lebendigen Idee des Gesprächs, zurückgeführt haben, nachdem der Persönlichkeit des Menschen, seiner Brust und Stimme, zurückgegeben worden ist was ihnen gehört, und was, unnatürlich zur Sache und Waare herabgewürdigt, in den Banden des Buchstabens und der Schrift gefangen lag, so stehn wir nun an dem Scheidewege, wo sich die göttliche Kunst der Rede in ihre beiden Hauptformen, die Beredsamkeit im engeren Sinne des Worts und die Poesie bricht, und wo wir, wenn wir, unsrer Verabredung gemäß, der ersteren ungestört folgen sollen, ihres Verhältnisses zur letzteren bestimmter gedenken müssen. —

„Poesie, sagt Hugh Blair in seinen Vorlesungen über die Rhetorik, ist die Sprache der Leidenschaft oder der in Thätigkeit gesetzten Einbildungskraft, die sich gemeiniglich auch durch einen besonders geordneten Sylbenfall unterscheidet.“ Alle anderen Erklärungen der Poesie sind von ähnlichem

Schlage: die Kritik bleibt im Ganzen genommen dabei stehn, eine gewisse grössere Lebhaftigkeit, Bilderfülle oder das wahrzunehmen, was sie mit einem vielbeliebten Ausdruck Schwung nennet. So viel scheint bei allen ausgemacht zu seyn, dafs es aufwärts geht, dafs sich etwas geflügelt losreißt von den Banden dieser Erde und seine eigenthümliche Bahn verfolgt: über die nähere Bewandniß der Sache sucht man vergeblich Auskunft. Wenn man alle die Sagen von dem Wahnsinn der Begeisterung betrachtet, der den Dichter ergreifen soll, und erwägt, wie man übereingekommen ist, dem Dichter aus dem Wege zu gehn, ihm gewisse Freiheiten zu gestatten, ihm gewähren zu lassen, ihn zu behandeln wie einen, der sich in sehr unnatürlichem und ungewöhnlichem Zustande befindet, und nun dabei bedenkt, dafs der eigenthümliche Pulsschlag seiner Werke, nämlich das Sylbenmafs wirklich auf etwas besonderes, von dem übrigen Treiben des Lebens unabhängiges, seinem eigenen Gesetze folgendes hindeutet, so ergiebt sich, dafs, wie es auch in der Ordnung ist, das Wesen des Dichters eigentlich vielmehr empfunden, als durch Worte ausgedrückt worden ist. Es gehört zu dem Wunder der Poesie, dafs so viele zu sagen wissen, wie ihnen zu Muth gewesen da sie von ihr ergriffen wurden, und doch so wenige anzuzeigen vermögen, was sie denn eigentlich ergriffen hat.

— — Eine der interessantesten Bemerkungen, die uns zuerst bei der Erwägung des Verhältnisses zwischen der Poesie und Beredsamkeit aufstößt, ist die, daß die Beredsamkeit es allezeit auf einen bestimmten Zweck absieht, während die Poesie überhaupt keinen Zweck, und wenn ja einen, doch gewiß keinen hat, der im Bezirke unsrer irdischen Neigungen und Bestrebungen liegt. Es ist eine gewisse Selbstgefälligkeit in den Werken der Dichter, ein sich selbst genug seyn, ein sich in sich selbst spiegeln, und bei aller innern Bewegung im Einzelnen, eine Ruhe des Ganzen, die keine Begierde nach aufsen zuzulassen, und auf dieser Erde eigentlich nur das gleichartige, in gleicher Seligkeit befangene aufzusuchen scheint. Das Wort Schwung deutet auf eine Art von Anstrengung, von *effort*, und scheint auf diese Beschreibung nicht zu passen — ich bitte Sie aber nicht zu vergessen, daß die Kritiker, wie schon bemerkt, meistens nur ihren Zustand und ihr Verhalten bei Gelegenheit der Poesie, nicht aber die Poesie selbst beschreiben; und so bezeichnet denn jenes Wort (Schwung) nur die Resolution, die Art von Anlauf, die sie selbst nehmen müssen, um dem Dichter zu folgen. Aber da es keineswegs zum Wesen des Dichters gehört, daß er sich nothwendig erhebe in sogenannte höhere Regionen, da ihm die Tiefe gehört so gut als die Höhe, da die Flügel, die wir

ihm beilegen, nur andeuten sollen, daß er im Gleichgewichte sei mit dem Elemente, darin er lebt, daß Hoch und Tief, Groß und Geringe, und alles Mafs und Gewicht des gemeinen Lebens vor ihm zu Schanden werde — so ist es allerdings belustigend zu sehn, wenn die Kritik, wo sie einen Dichter gewahr wird, sich auf einen Schwung ins Unendliche gefafst macht, während es doch meistentheils mit einem ruhigen Wandeln in den Thälern dieser Erde schon gethan ist. Grade weil der Dichter sich dieser Erde entziehen kann, wann er will, so wird er wahrscheinlich mit besondrer Freiheit und mit besondrer Liebe in den irdischen Verhältnissen verweilen. —

Indefs ist der Redner befangen, verwickelt in diesen Verhältnissen, er will bestimmte Wirkungen hervorbringen, er will eingreifen in den Gang der Dinge, weil er einer bestimmten Zeit, einem bestimmten Orte angehört. Die Nothwendigkeit und der Ernst bezeichnen das Geschlecht des Redners, Spiel und Freiheit das des Dichters. Das unendliche Gespräch aller der vielgestalteten Naturen im Umkreise dieses Lebens, welches ich in früheren Stunden beschrieben, ist zwar der Gegenstand beider: der Redner so gut als der Dichter vereinigt die drei Personen des Gesprächs, die beiden streitenden und die höhere friedentiftende, nur daß er, der Redner,

in dem Standpunkte einer der beiden streitenden Partheien residirt und dahin immer wieder zurückkehrt, während dem Dichter wie einem höheren Geist jene dritte heitre friedentiftende Stelle über aller Zwietracht dieser Erde zur Heimath angewiesen worden, von wo er partheilos und gerecht, zwar tief hinabsteigt in die Herzen der Menschen, in ihre Feindseligkeit und ihren Schmerz, richtend, versöhnend, aber immer zuletzt von jedem irdischen Anfluge reingebadet, sich wieder zu der ruhigen Klarheit seines Wohnsitzes erhebt. Der Redner so gut als der Dichter vermag nichts ohne den Gott, wenn auch jener vielmehr als Held und Streiter für die göttliche Sache, dieser, der Dichter vielmehr als Priester und Stellvertreter des Gottes erscheint, wie schon die Alten sehr richtig andeuteten; und wenn die höhere Würde der Menschheit eigentlich in der Verbindung des Göttlichen und Menschlichen beruht, und, wie ich neulich zeigte, grade die Sprache göttliches Siegel oder Kennzeichen aller menschlichen Thaten ist, so steht der Redner vielmehr in der Region des Menschen und befangen in der That und herabziehend zu ihrer Hülfe und ihrem Gedeihen das Göttliche, der Dichter hingegen vielmehr in der Region des Gottes, und lebend in der Sprache, im Wort, alles trübe, schwere und verwirrte auflösend in die Klarheit seines Elements,

und es, wie im Ion des Platon so schön beschrieben wird, hinaufziehend in den Kreis des Göttlichen. Der Redner nach Art des Hausvaters ist befangen in den Geschäften der Erde, schaffend, erwerbend, streitend für das Bedürfnis, für den Staat, die Wissenschaft, den Glauben, ohne Ende herbeiführend die Materialien des Baus, das feindselige abwehrend und sein Unternehmen durch die Hülfe höherer Mächte verbürgend, indess die Poesie nach Art der Hausmutter alle diese versammelten Schätze ordnet, und in ein ruhiges Ganze zusammenfügt, und zu einem Wohnsitz des Göttlichen einweiht. Die Poesie wie die Hausmutter bleibt frei von den eigentlichen Banden des Besitzes, und während der Redner nach Art des Hausvaters das irdische Eigenthum behauptet, vertheidigt und auf die Nachkommen eigenmächtig und selbstherrschend überträgt, so ist die ganze Bestimmung der Poesie, wie der Frauen, frei von allen irdischen Banden die heilige Flamme des Lebens und des Sinnes, der das Leben zur Ewigkeit macht, zu bewahren und weiterzugeben. Die starren Gesetze des äußeren bürgerlichen Lebens berühren die Frauen so wenig, als die Zwecke, die Pflichten, die Rücksichten des Redners irgend etwas über die Poesie vermögen; und wie sich auf dem Gebiete der weiblichen Wirksamkeit ein eignes und unabhängiges Gesetz der Harmonie

bildet, welches wir Sitte nennen, so hat auch die Poesie ihre eigne Regel des Wohlklangs, an der sich alle Wogen der Rede brechen: diese Regel, welche über alles Wirken des Redners dieselbe unsichtbare Gewalt ausübt, welche die Sitte über die Geschäfte des Mannes, möchte ich den wahren Geschmack nennen, wenn dieses Wort von allem Konventionellen, von aller falschen Verzärtelung und von jedem unedlen Beisatz gereinigt wäre. Sicher haben alle wahrhaft schönen Gemüther unter dem Worte Geschmack diese höhere Regel innerlich gemeint, wenn auch durch Zeiteinflüsse tausend unwesentliche Nebengriffe sich angeschlossen hätten. Daher nun in allen Werken der Poesie die tiefe Spur des freien Ursprungs aus dem sie stammen: daher der eigenthümliche Pulsschlag des Sylbenmaßes, daher die Freiheit, ich möchte sagen die Selbstbestimmung, ja die Unabhängigkeit jedes poetischen Werkes (dessen Geburt vollendet ist) sogar von dem Dichter, wie des Kindes sogar von der Mutter: es giebt dann noch eine äußere Pflege, Feile, Politur — aber über den eigentlichen Kern des Werkes, über die innerste Flamme des Lebens, die durch ein göttliches Geheimniß entzündet worden, vermag der Dichter so wenig, als die Mutter über ihr Kind: erhalten, reinigen, schützen, auch zerstören läßt es sich oder opfern, aber nicht zurücknehmen, nicht

umgestalten! Daher auch die anscheinende Zwecklosigkeit der Poesie, deren wir oben erwähnten, es läßt sich von ihr so wenig als vom Leben selbst der bestimmte Nutzen, und die Art der Verwendung angeben, wofür sie eigentlich bestimmt sei. —

In den Werken der Beredsamkeit andererseits scheint die Unruhe des Ursprungs unverkennbar: statt des einen innern unsichtbaren und geheimen Gesetzes der Poesie, welches sich in dem Ebenmaß der Symmetrie und der Vollendung aller poetischen Werke äußert, scheinen hier vielfältige, äußere, selbst noch unvollendete Gesetze zu regieren; die Bewegung gleicht dem unbestimmten Wellenschlag des Meeres, über das die Strömung, der Zug der Winde und auch der Einfluß der Planeten wechselsweise gebietet, indess der Puls der Poesie ruhig und einförmig, und fast von allen irdischen Einflüssen unabhängig fortschlägt. Man muß die Erde im Ganzen, und lange Zeiträume hindurch betrachten, dann wird sich auch in den Bewegungen der Gewässer jenes heilige Gesetz des Lebens offenbaren, welches wir in dem abgeschlossenen Leben des Kindes unmittelbar, und wie durch Inspiration empfinden. —

Die Beredsamkeit des einzelnen Redners an sich betrachtet, hat im Vergleich mit der Poesie etwas fragmentarisches und etwas von der Person des Redners immer abhängiges; es ist als wenn sie nicht

immer zugleich die ganze Fülle, sondern nur eine Seite des Lebens darstellte, und als wenn der Redner selbst, die Kenntniss seines Karakters und seiner Lebensumstände erst sein Werk erklären müßte. Und doch erscheint auch dann noch sein Wesen einseitig und von höheren Umständen abhängig: man braucht die Werke der antwortenden Redner, man muß die Wechselrede einer ganzen Nation Jahrhunderte hindurch verfolgen, man muß des gesammten Nationalgesprächs inne werden, um dann endlich auch hier in jedem einzelnen Redner, unter allem Schein der Unregelmäßigkeit, wie dort in dem Tumulte der Meereswogen den heiligen Pulsschlag wiederzufinden, den wir unmittelbar empfanden, indem wir die Hand an ein menschliches Herz legten. —

Nirgends zeigt sich die Wahrheit dieser Darstellung deutlicher als in der Betrachtung der brittischen Beredsamkeit: jeder einzelne Redner des brittischen Parlaments steht auf einem ganz bestimmten Parthei-standpunkte, er ist nothwendig einseitig und fragmentarisch, wenn man ihn mit dem Dichter vergleichen wollte. Aufser diesem Parthei-standpunkte trägt er in sich einen instinktartigen Respekt vor seinem Gegner, und — die an Anbetung grenzende Verehrung vor dem ganz unaussprechlichen Wesen, welches brittische Verfassung heißt. Er vereinigt also meiner Forderung gemäß die drei Personen des voll-

ständigen Gesprächs: indess residirt er wie es sich gehört, derb, tüchtig, kriegerisch gesinnt in seinem Partheistandpunkt, und kann durch die einzelne Rede zwar eine erhabene Gesinnung, aber niemals die ganze Fülle des politischen Lebens so ausdrücken, wie der Dichter die Fülle des Lebens, welches er darstellt. Indess ist es eine sonderbare Erfahrung, die der unpartheiische Ausländer im fortgesetzten Studium der Parlamentsredner nothwendig machen wird, nämlich dafs man im Verfolg des Parlamentsgesprächs durch eine lange Reihe von Jahren ganz deutlich unter aller einzelnen Unregelmäfsigkeit, im Gange des Ganzen einen Rythmus wahrnehmen wird, über welchen die Ausschweifungen der einzelnen Redner so wenig Gewalt haben, als die einzelne Ausschweifung des wahren Dichters über den Rythmus der Verse und Sylben, der ihn einmal ergriffen hat. Der Ausländer nun, im Studium des englischen Parlamentsgesprächs, vereinigt so gut wie der einzelne Redner alle drei Personen des Gesprächs, die beiden streitenden Partheien und das dritte höhere, allen gemeinschaftliche Wesen: weil er aber nicht im Standpunkte einer einzelnen Parthei wohnt, sondern, wenn irgendwo, so auf der höheren gemeinschaftlichen Stelle, da wo das Gemeingut aller Partheien, nämlich die Konstitution steht, seinen Sitz hat, so befindet er sich in einer ähnlichen Lage, wie meiner obigen Beschreibung zufolge, der Dichter:

er übersieht, ich möchte sagen poetisch, also mit Ruhe, leidenschaftslos, ohne bestimmten Zweck, wie solcher den einzelnen Redner regiert, mit Liebe, und fast ohne Vorliebe das Ganze; und das Gesetz, der Rythmus dieses Ganzen steht in voller Klarheit vor seiner Seele. — Aus diesen Gründen möchte es wohl dereinst zuerst einem Ausländer gelingen, das innere Leben und Wesen jener Verfassung, des würdigsten Gegenstandes des Neides und der Bewunderung aller europäischen Völker, vollständig auszusprechen.

— — In dem Maße, als der einzelne Redner nach der Fülle seines Gegenstandes strebt, wird auch seine Rede rythmischer, seine Prosa nähert sich der Poesie, nicht etwa indem sie sich poetischer Mittel, Bilder oder gar, wie es mitunter schlechte Prediger auf der Kanzel versucht haben, der Verse und des Reims bedient, sie wird nicht etwa zu dem ekelhaften Zwitter, den man poetische Prosa genannt hat, und die mit den weibischen Männern zu vergleichen seyn möchte, sondern wie der recht männliche Mann im Umgang mit Frauen, durch das Gesetz der Schönheit, durch die Sitte gedämpft und veredelt wird, so wird der wahre Redner durch den Umgang mit der Poesie, durch das Leben in ihrem Elemente, durch Aufenthalt als Gast in jener göttlichen Region, die sie immerwährend bewohnt, kurz

durch den Einfluß des wahren Geschmacks, der im Gebiete der Poesie einheimisch ist, auf gewisse Weise verklärt, beruhigt: seine Rede wird, obwohl auf ganz andre eigenthümliche, männliche Weise, rythmisch und vollendet. — Von seiner Art kann er nicht lassen: als Redner muß und soll er bestimmte Zwecke, bestimmte Wirkungen hervorbringen wollen; er muß fest halten an Zeit und Ort; an das Universum, an alle Jahrhunderte zugleich lassen sich keine Reden halten; die äußere Form seines Werkes bleibt nothwendig Prosa, weil die fortgehenden Weltumstände, die wechselnden Zeiten unaufhörlich darin eingreifen und die Richtung seiner Bahn verändern. Glücklich wenn zuletzt sein ganzes Leben mit Inbegriff der Werke, so vollständig, so ebenmäßig, so frei, so göttlich erscheint, wie ein einzelnes Werk der Poesie. Seine Lorbeern grünen erst da, wo sein Werk geschlossen ist, und sich über ihn ein Urtheil fassen läßt: auf seinem Grabe. Das einzelne Größte, was er gethan, trägt den Karakter seiner Zeit, die Farbe seines Orts, und kann nicht erhaben seyn über die Unruhe, daraus es entsprungen; der Sturm, den der Redner bespricht, flattert in seinen Haaren und in allen seinen Gewändern: wie kann er der Welt ruhig erscheinen, gegen die er kämpft: wer kann ihn richten, als sein eignes Bewußtseyn und die Nachwelt.

— — Es fragt sich nun, ob sich in dieser gan-

zen Darstellung des Verhältnisses der Poesie zur Beredsamkeit keine Partheilichkeit gezeigt hat für eines von beiden. Sie haben mich in diesen Vorlesungen auf einige Stunden für den Wortredner der Beredsamkeit gelten lassen wollen, ich habe mich zu diesem Geschäfte angeboten, weil meine ganze Persönlichkeit, wenn es in der Gegenwart so großer Gegenstände erlaubt ist, einer solchen Kleinigkeit zu gedenken, sich vielmehr auf die Seite der Beredsamkeit, als auf die Seite der Poesie hinüberneigt. Habe ich indess meinen heutigen Zweck erreicht, hat meine Rede, oder damit ich wahrer, obwohl nicht ohne einiges Mißbehagen sage, hat meine Feder mir gehorcht, so muß ich Ihnen vielmehr als Wortredner der Poesie, denn als Wortredner der Beredsamkeit erschienen seyn; sie muß aus unsrer Betrachtung in einer gewissen Sonnenklarheit hervorgehn, während die Beredsamkeit mit allen Wolken und Nebeln und Stürmen der Erde ringt. Ich habe Deutschland angeklagt um es würdig zu vertheidigen; ich habe gründliche Beschwerde über meine Zeit geführt, um mir die Ehre zu verdienen, ihr Wortredner zu seyn; nun beschliesse ich die Reihe der Anklagen, indem ich den eigentlichen Gegenstand meiner Rede im ungünstigen Lichte zeige neben einer höheren Schönheit; und doch ist es grade diese höhere Schönheit, der in Deutschland auf Unkosten der Beredsamkeit schon allzu sehr gehuldigt wird;

wie manchen tüchtigen Entschluß das Vaterland in der kriegerischen Manier des Redners zu vertheidigen oder gar zu retten, habe ich in Deutschland zu einem schlechten Sonnett, oder zu einem noch schlechteren Trauerspiele werden sehn. Aber freilich gehört zu dem rednerischen, wie zu allem praktischen Wirken einige Mithülfe der Umstände, einige Witterung des Glücks, und daher war es in Deutschland wohl natürlich, daß man, da der irdische Partheistandpunkt, den der Redner braucht, unter unsern Füßen verschwand, sich auf jenen dritten, höheren, reineren Standpunkt zurückzog, der uns allein zu verbleiben schien.

Unerachtet also die Vorliebe der edleren deutschen Naturen für die Poesie schon bis zur Unart geht, so habe ich es in der Vergleichung der Poesie und der Beredsamkeit dennoch auf die Verherrlichung der Poesie angelegt: zu förderst, weil, wie schon gesagt, ihr die Würde der Frauen im Hause gehört, weil ihr der *pas* zukommt, und weil ein Deutscher der ehrenvollen Anerkennung des größten Römers, des Tacitus, nicht widersprechen darf, daß wir die ersten waren, die vor dem andern Geschlechte die Knie beugten, die recht antirömisch ein Recht des Schwächeren anerkannten, während Rom nur ein Recht des Stärkeren. Dann aber, weil ich wenigstens streben will, die ganz verschiedene Macht, den ganz eignen Reiz der Poesie auf männliche, prosai-

sche Weise zu begreifen, weil ich mich durch ihr Wesen vervollständigen, weil ich meinen rednerischen Bestrebungen durch den Umgang mit der Poesie, durch gastlichen Aufenthalt bei ihr, den Geist des Anstandes und der Sitte mittheilen möchte, den der Mann in dem Umgang mit den Frauen gewinnt, und den man mit dem bis jetzt völlig unbegriffenen und unerklärten Worte Geschmack eigentlich gemeint hat. Diefs habe ich gewollt ohne der männlichen Natur der Beredsamkeit und ihrem prosaischen Karakter etwas zu vergeben, ohne alles neidische Bestreben über ihre natürlichen Grenzen hinaus, ohne Begierde nach etwas, was mir einmal nicht gewährt ist, sondern weil ich weiß, dafs ich meine Kunst nicht höher ehren kann, als indem ich ihr Gegenheil anerkenne. Unterscheiden Sie wohl die poetische Gerechtigkeit von der rednerischen: jene ist gerecht auf göttliche Weise, die Gerechtigkeit ist ihr ruhiger Zustand; diese ist gerecht mehr auf menschliche, männliche, kämpfende Weise, indem sie sich selbst widerstrebt: von dieser lernt man gerecht handeln, in jedem einzelnen Augenblick Gegengewicht, ja Gegengift werden für das Unrecht; von jener lernt man gerecht seyn, man lernt die Gemüthsverfassung der Gerechtigkeit.

— Wenn nun der Redner im Kampfe für die Gerechtigkeit, der Dichter aber in der ruhigen Übung der Gerechtigkeit lebt und webt, so wird die

Stellung des Hörers eines Redners viel Ähnlichkeit haben mit der Lage des Dichters. Wir haben neulich beschrieben, welchen leisen aber gewaltigen Einfluß der Zuhörer über den Redner durch Gebarden, Rührungen, ja durch die bloßen Stufen seiner Aufmerksamkeit und seines Schweigens ausübt: wahrlich, diese Gewalt kommt ihm, weil er wirklich auf jene ruhige, leidenschaftslose, selige Höhe des Dichters über die Partheien erhoben wird. Eben so ist das Verhältniß der Frauen zu den männlichen Geschäften, immer klar ihr Urtheil, natürlich wie ihre Briefe und Erzählung, oft, und grade in den verwickelsten Lagen des männlichen Lebens, oft orakelhaft und unbegreiflich weise; warum? weil sie mit Rücksicht auf die männlichen prosaischen Geschäfte in der höheren, leidenschaftslosen, poetischen Region stehn, weil sie überhaupt, wie jeder dritte bei einem Gespräch, wie jeder theilnehmende Zuhörer, nothwendig dahin treten müssen, wo die Gerechtigkeit ein Zustand ist. In dieser leidenschaftslosen, und, erlauben Sie mir immerhin das, wie Sie sehn, sich aufdrängende Wort, in dieser poetischen Stellung sollte eigentlich die Krone jedes Landes stehn, darum haben die Frauen, die Marie Theresien, sie mit so viel Anstand getragen. Endlich wo wird dieser Zustand der Gerechtigkeit so rein gefunden als im Muttergeföhle, welches besänftigend schwebt über die kleinen Rhetoren und über die unaufhörlichen

Partheiungen der Kinderwelt. Wo auf der Erde lebt ein Herz so gerecht gegen jede Parthei, so eingehend in jede der streitenden Neigungen und Wünsche, so allmählich und doch so gewaltig hinaufhebend alle die Gleichgeliebten in eine gewisse Region der Ruhe, die uns durch unser ganzes Leben mit dem Andenken an die Mutter begleitet. Wenn alle Dichter der Welt mit ihren Werken untergingen, so wäre das eigentliche Gesetz der Poesie unmittelbar wiederzuerkennen in seiner reinsten Gestalt in dem Muttergeföhle, das nur aussterben kann mit der Welt. — Hier endigen die Beispiele: sie können sich nicht weiter überbieten; um zu empfinden, was ich meine, ist es nun genug.

— — Weil die Poesie den *pas* hat vor der Beredsamkeit, so ist sie defshalb nicht etwa von einer vornehmeren Natur, als die Beredsamkeit; sondern beide gehen Hand in Hand, stützen einander, helfen einander, leben wie in einer Art von Ehe — grade wie die beiden Geschlechter, von deren Verschiedenheit alle irdische Unterscheidung herkommt, wie von ihrer wahren Vereinigung das Gesetz aller Gemeinschaftlichkeit auf dieser Erde ausgeht. Die beiden Geschlechter in ihrer Bestimmung und ihrem Verhältniß begreifen, heißt allen Streit, alle Kriege, allen Zwiespalt, die nur Variationen jenes Hauptthemas sind, begreifen: die Ehe verstehn, heißt alle Verbindungen dieser Erde, alles Gemeinsame, ver-

stehn. Dieß ist das Maximum der irdischen Weisheit, wiewohl es der Mensch nicht begreifen könnte ohne eine höhere Auskunft darüber. Meine beständige Rückkehr auf dieses Hauptthema des Verhältnisses der beiden Geschlechter hat man mystisch gefunden; die Philosophie aus einer unbestimmten Ferne, aus einer zweideutigen Höhe herabgetragen zu haben auf die Erde und unter die Menschen, ist der ewige Ruhm des Sokrates: in der babylonischen Sprachverwirrung unsrer Zeiten heißt es Mysticismus, wenn man das ganze Leben auf das wichtigste, mittelste, verständlichste, menschlichste Verhältniß des Lebens bezieht, wenn man die menschliche Wissenschaft von demselben Kern abhängig macht, der den menschlichen Staat zusammenhält, und in dieser Manier jenem großen Muster nachfolgt. Wo ist der Mensch? damit ich in seiner Betrachtung all mein Wissen vermenschlichen könnte? — ich sehe nur Männer und Frauen, in ihrer Wechselwirkung erkenne ich erst den Menschen, wie darin sein wirklicher Ursprung liegt: der Mensch selbst ist mir nicht gegeben, damit ich nicht etwa sein Wesen beisteckte, — auswendig lernte und beisteckte; ich muß ihn in Wechselblicken selbstthätig erzeugen; oder wenn mir gezeigt worden wäre, wie er sei, so soll ich mir sein Bild durch eine ewig streitende Betrachtung der Geschlechter ohne Ende erneuern und anfrischen.

— — Also so wenig als unter den beiden Ge-

schlechtern, ist ein eigentlicher Vorrang zwischen der Beredsamkeit und Poesie. Und dennoch schien ich im Anfang unsrer heutigen Unterhaltung einen Scheideweg zwischen beiden anzudeuten, als wenn von Vorzug die Rede wäre, den man einem vor dem andern geben müsse? Allerdings halte ich es für die wichtigste und ernsthafteste Alternative, in die jeder tüchtige Mensch beim Austritt aus der Schule und beim Eintritt in das wirkliche Leben gestellt ist, zu entscheiden, welches der eigentliche Geschlechtscharakter seines Geistes sei, ob er sich mehr hinüberneige zum äusseren, praktischen öffentlichen Leben, also zur Beredsamkeit, oder zu dem innerlichen Wirken der Poesie, zu ihrem häuslichen, weiblichen Wirken, das, unberührt von den Wogen des öffentlichen Lebens, nur leichtbestimmt von den Bedingungen der Zeit und des Orts, eigentlich vielmehr der Ewigkeit und dem ganzen Geschlechte, als dem Einzelnen und der Gegenwart angehört. Die Majorität der besseren Naturen muß der Gegenwart, muß dem öffentlichen Leben, also der Beredsamkeit verbleiben: aber besonders in Deutschland kommt es darauf an, sich deutlich sagen zu können, ob man zum Dichter und zu poetischem Leben geeignet sei oder nicht. Hier bei uns grade, weil das öffentliche Leben weniger reizt, als irgendwo sonst, werden in den großen öffentlichen Geschäften die angemessenen Talente seltner; viele, welche die Natur mit den

herrlichsten Anlagen ausschmückte, ziehen sich in eine Art von Dichterwelt zurück; ohne die Resignation, die Bereitschaft des Leidens und der Geduld mitzubringen, welche die poetische wie die weibliche Sphäre erfordert, wollen sie den Geschlechtscharakter ihres Geistes ändern wie ein Kleid, und bringen allen Ungestüm des Herzens, alle Glut der Leidenschaft, alles Feuer irdischer Wünsche, welches im praktischen Leben, wo es hingehört, sich allmählich dämpfen und veredeln würde, mit in eine Region, wo die Gerechtigkeit ein Zustand seyn soll.

— — Ich muß an dieser Stelle erinnern an das erhabenste Beispiel eines solchen Mißgriffes, an das glücklichste Mißlingen eines solchen Entschlusses, dessen Erzeugnisse noch heut in aller ihrer Dissharmonie und Melancholie Deutschland entzücken und erheben, weil sie nämlich das grade redenswerthe, nämlich unser Leiden, mit unwiderstehlicher Gewalt ausdrücken, und weil Deutschland im Großen den ähnlichen Mißgriff begangen, weil es unter unbefriedigten Begierden nach europäischer Bedeutung und Unabhängigkeit sich in Dichtungen und Träumen verloren hat, die eben so wenig befriedigen könnten, als jenen dichterischen Redner, den ich meine, seine Werke. —

Schiller war, wie ich schon gesagt habe, zum Redner geboren, und strebte nach Kränzen, die nicht für ihn geflochten waren, und die er doch zu

gut kannte, als dafs ihn der Lorbeer, den ihm sein Vaterland wirklich reichte, und mit dem es seinen frühen Sarg umflocht, je hätte befriedigen und entschädigen können. Es war der Lorbeer vielmehr des Helden als des Dichters; der Lorbeer, der ihm, dem Vorkämpfer seiner Nation, gebührte, der gerungen hatte mit der Wahrheit, mit dem Guten, mit der Schönheit, der für alle Ideen, für alle Heiligthümer, und für alles Würdige und Grofse im Umkreis seines Vaterlandes gestritten, gelebt und sich in seinem eignen Feuer verzehrt hatte. Dieser Lohn konnte ihn nicht befriedigen, nicht etwa weil er unempfindlich dafür gewesen wäre: denn wer hat ausgesprochen wie einem Helden zu Muthe ist wie er? sondern weil er sein ganzes Leben hindurch nach einem andern gestrebt hatte, der ihm nicht beschieden war. Dieser Deutsche, dem, wie ein grofser Autor sich ausdrückte, die Natur die Brust und die Stimme gegeben hatte, die Menschheit auszusprechen — und der alle tragischen Gefühle der Menschheit auch wirklich ausgesprochen hat, ohne je eine Tragödie zu vollenden, ohne je lächeln zu können in Thränen, wie die Homerische Andromache, der er den schauerlichen Wechselgesang in den Räubern nachgesungen hat — dieser trefflichste Deutsche endigte mit jenem grausamen Wort der Thekla im Wallenstein über die Loose der Menschheit, das man durch alle seine späteren Werke deutlich hindurchklingen hört: das

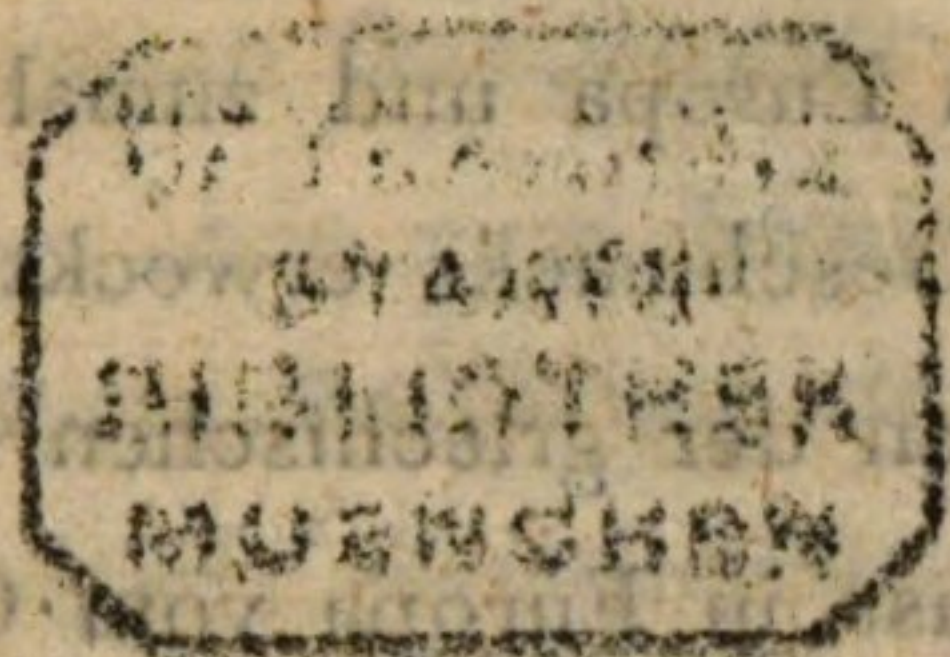
Schicksal ergreift die Schönheit „und wirft sie unterm Hufschlag seiner Pferde, das ist das Loos des Schönen auf der Erde.“

Wir verlassen das Gebiet der Poesie nach der leichten Begrüßung, nach der unerschöpften Betrachtung dieser Stunde: ich zumal, meiner Grenzen mir bewußt, geschreckt durch das erhabene Beispiel, dessen wir uns nur auf dem Gebiete der eigentlichen Beredsamkeit, welches wir jetzt betreten werden, wahrhaft erfreuen können. Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst, sagte Schiller, noch recht streng sondernd, geflissentlich zerschneidend die Gebiete, an deren einem, dem Leben, sein Beruf, an deren andern, der Kunst, seine Wünsche mit gleich starken Ketten angeschlossen lagen. Könnte ich die noch unentschlossene Jugend meines Vaterlandes, die von jener Zauberstimme der Poesie gelockt wird (welche für sie, wenn sie es so ernsthaft meint als er, eine Syrenenstimme werden kann, wie für ihn) überzeugen davon, daß die Heiterkeit der Kunst, in das ernsthafte Leben mitgenommen, darauf übertragen werden kann. Die Heiterkeit der Kunst ist nicht etwa Leidenschaft, sondern eine göttliche Ruhe, die der Redner so gut als der Dichter genießen, wenn auch vollständig nur erst durch sein abgeschlossenes Leben ausdrücken kann.

V.

VOM GUTEN GESCHMACK.

VOM GUTTEN GESCHMACK



In dem Umgang mit der Poesie, habe ich gesagt, schleift die Beredsamkeit ihr allzuraufes, männliches Wesen ab, sie dämpft und mäfsigt ihre Leidenschaftlichkeit, sie erfüllt sich von jenem Geiste des Anstands, von jenem Sinn für sittliche und gesellschaftliche Beschränkung, der mit dem Worte Geschmack bezeichnet wird. Das Beispiel Frankreichs, des Vaterlands des guten Geschmacks im heutigen Europa, scheint mir zu widersprechen: vielmehr aus dem Umgang mit der Welt, aus den Berührungen des gesellschaftlichen Lebens, aus der Protektion glänzender Höfe, aus dem Wetteifer ausgezeichnete Talente, die sich anerkennen, also achten, also gegenseitig beschränken müssen, wenn sie miteinander bestehen wollen, scheint die eigentliche Blüthe des Geschmacks hervorzugehn. In Frankreich scheint vielmehr sich aus der Beredsamkeit der Nation die geschmackvolle Form der Poesie zu entwickeln, als die Beredsamkeit sich im Umgange mit der Poesie zu veredeln und zu läutern. — Aber, könnte man

fragen, sind es nicht eigentlich die Alten, deren Studium im heutigen Europa und zumal in Frankreich die Bildung des Geschmacks erweckt hat; war vor dem Wiederaufleben der griechischen und römischen Literatur und Kunst in Europa vom Geschmack die Rede? Hat sich nicht eigentlich das siècle de Louis XIV. nur angeschlossen an das Jahrhundert Leo X., dieses an das Jahrhundert Augusts, wie früher das Jahrhundert des August an das Zeitalter des Perikles, und fließen also nicht alle Schönheiten der Form, die wir in der französischen Literatur entdecken, und die jene geheimnißvolle Forderung des guten Geschmacks befriedigen in letzter Instanz, aus jener griechischen Quelle? Nirgends aber haben sich Poesie und Beredsamkeit gleichmäfsiger entwickelt, als in jenem griechischen Vaterlande der Beredsamkeit, nirgends ist die Grenze beider strenger gezogen worden als dort: nirgends fühlt man wie im Studium der griechischen Literatur, dafs sie in einem Geschlechtsverhältnifs zueinander stehn, dafs sie sich untereinander veredeln und vermenschlichen, nirgends sind die Zwittergattungen der poetischen Prosa und der prosaischen Poesie, so unerhört, oder doch der Gegenstand eines so entschiedenen Abscheus. Nirgends läfst sich so deutlich nachweisen, dafs die später vollendete Beredsamkeit zwar von dem gesellschaftlichen und politischen Leben erweckt, aber nur im

Umgange mit der Poesie veredelt, und den Forderungen eines reinen Geschmacks gemäß ausgebildet worden sei. — Aus dem Kampfe der Partheien, aus der vielfältigen Berührung des gesellschaftlichen Lebens, muß sich ein lebendiges Gespräch, also auch die Beredsamkeit entwickeln, aber der Sinn für die Schönheit muß weit verbreitet seyn, er muß wie Luft und Himmel alle Partheien, alle Glieder der Gesellschaft umfassen, wenn die Erzeugnisse der Beredsamkeit jenen unaussprechlichen Reiz erwecken sollen, der um so wunderbarer wirkt, als er unsichtbar, unergreiflich nur im Ebenmaß, in den Verhältnissen, in der Ruhe des Werks besteht. Das was den Geschmack befriedigt an einem Werke, ist eben jenes Unsichtbare, was alle folgende Jahrhunderte reizt und anspricht: die Zeiten mögen sich ändern, andre Forderungen, andre Sitten, andre Wünsche mögen kommen, den Durst, die Sinnlichkeit des Tages mag man auf andre, mag jede Zeit auf ihre eigenthümliche Weise befriedigen — was aber den Geschmack der Seele, den guten Geschmack einmal wahrhaft befriedigt hat, befriedigt ihn immer. Wie die kommenden Zeitalter äußerlich gestaltet seyn werden, wissen wir nicht — daß ihnen Thucydides, Platon, Demosthenes gefallen werden, wissen wir.

— — Wie aber wird der Sinn für die Schönheit allgemein, so daß er den Redner im Tumulte

des Forums bezwingt, daß er den Sturm der erhabensten Leidenschaft selbst, der Leidenschaft für das Gemeinwesen, für die Gesetze, für das Vaterland mäfsigt, daß der Rhetor die gewaltigsten Mächte in seiner Brust ruhen läßt oder der Schönheit zum Opfer bringt? — Die Beredsamkeit muß oft gastlich einkehren dürfen in jener höheren Region, in jener Heimath der Poesie: oft dasselbige Vaterland, in dessen Partheiungen sie lebt, mit dem klaren Auge, mit der ruhigen Seele des Dichters unter ihren Füßen erblicken: sie muß sich oft erhoben haben über ihre Zeit, wenn auch in ihren Werken jede kommende Zeit etwas empfinden soll, was erhaben ist über die Zeit. Also der Konflikt der Kräfte allein, die Bewegung des Marktes, der Reiz der Gegenwart allein ruft nicht hervor, was hinauszuklingen verdient über die Gegenwart: die ewige Schönheit selbst, oder doch ihr Geist, ihre Enthaltbarkeit, ihr Mafs, wie die Werke der Poesie es niedergelegt haben für den edelsten Sinn, den Sinn der Rede und des Wortes, — muß den Redner ergreifen. Nun sagt er, was, sobald es gesagt worden, allen kommenden Jahrhunderten gehört, was also niedergeschrieben zu werden, in die Literatur seines Volks, ja in die Literatur der Menschheit, möchte ich sagen, überzugehen verdient. | — —

— — Wie die höhere Gesellschaft aller Nationen

des heutigen Europa eine Neigung zeigt sich unter einander zu verbinden und zu verähnlichen; wie ungeachtet aller schroffen Gegensätze in den Meinungen, Sitten und Neigungen der einzelnen Völker auf der Höhe sich alles wieder ausgleicht, und nach einerlei Form und Geschmack, wenn auch nicht grade nach Einheit der Gesinnung strebt —, dieselbe magnetische Anziehung untereinander zeigen die vier erwähnten Epochen des Perikles, des Augustus, Leo X. und Ludwig XIV., die ich die vornehmen Epochen der Weltgeschichte nennen möchte. Es ist Griechenland, welches in der Weltgeschichte den vornehmen Ton angiebt, wie es im heutigen Europa Frankreich ist: Rom und Frankreich eigneten sich nur das allgemeingültige aus den griechischen Formen an, so wie die heutigen europäischen Höfe das allgemeingültige von den französischen Formen: wir hätten also die Genealogie des guten Geschmacks nachgewiesen; das Eigenthümliche jener vier Epochen war eine höhere Blüthe des Beredsamkeit, ihre nächsten Veranlassungen eine lebhaftere Berührung und Wechselwirkung der verschiedenartigsten Talente, aber alles daran was den guten Geschmack befriedigte, die unhandgreifliche Schönheit, welche die Welt bezau- berte, ist aus der harmonischen Bildung der Griechen und dem Umgange ihrer Beredsamkeit mit ihrer Poesie herzuleiten. So groß war der Einfluß der

griechischen Bildung auf die Nachwelt, daß die Franzosen, welche die Werke der Griechen von den Römern, also aus der zweiten Hand empfangen, noch Gesetzgeber des guten Geschmacks für ein ganzes Jahrhundert und für einen ganzen Welttheil werden konnten.

— Ich will nicht läugnen, daß in den drei letzten Epochen des August, Leo's und Ludewigs der jedesmaligen Blüthe des Geschmacks eine gewisse Einheit der Gesinnung vorausgegangen war, die bei Erklärung dieser Epochen am allerwenigsten vergessen werden darf, und die dem Geschmack einer jeden dieser Zeiten eine ganz eigenthümliche Sicherheit, wie seinen Werken einen ganz frischen, unerborgten Glanz mittheilt. So in dem Zeitalter des August der gewaltige Nachklang römischer Freiheit, ein gewisses Heldenthum des Herzens, ein Panzer der Gesinnung, den die weiche Brust eines Virgil noch mit Anstand zu tragen weiß, eine gewisse Ritterlichkeit, die in harmonischer Verbindung mit einem so sanften Gemüth zumal auf Frankreich eine unwiderstehliche Wirkung machen mußte: so ferner im Jahrhundert Leo X. das Bewußtseyn der großen vorangegangenen Glaubensverbindung und der GröÙe des christlichen Italien, welche den Häuption der Literatur und Kunst eine Sicherheit, ein Selbstgefühl und eine unzerstörbare Jugendlichkeit giebt, wie die anderen Epochen

nicht aufzeigen können: so endlich würde dem Zeitalter Ludwig XIV. ohne die vorhergegangene höchste Ausbildung des Ritterthums und der Galanterie, ohne Franz I. und Bayard grade der höchste Reiz mangeln. Aber was ist es, das, wenn durch solche nähere, auch mitunter gröfsere und heiligere Veranlassungen ein Jahrhundert seiner selbst bewußt wird, unmittelbar an die früheren Epochen erinnert? Wie kommt es, dafs jede spätere dieser Epochen eine innere Nothwendigkeit empfunden hat, sich anzuschliessen an die frühe? Wie kommt es, dafs grade bei der Verschiedenartigkeit der näheren Veranlassungen der republikanischen Gröfse der ewigen Stadt, des Glanzes der katholischen Religion im späteren Italien, und der ritterlichen Galanterie von Frankreich, die Führer dieser verschiedenen Literaturen doch solche Verwandschaft fühlen, dafs sie sich aneinander fügen, dafs Virgil, Tasso und Racine, dafs Cicero, Macchiavelli und Bossuet, kurz, dafs alle grofsen Geister der einen Epoche unwillkührliche Freundschaft empfinden für die der früheren, und dafs jede kommende Zeit an diesen Bund des Geschmacks sich nothwendig anschliessen mufs? — Es ist der alte griechische Wein, der sich nothwendig im Fasse wieder rührt, wenn es draussen Sommer geworden ist und die Reben wieder blühen. — Es ist die griechische Poesie und ihr harmonisches Verhältnifs

zu der Beredsamkeit jenes Volks; der gute Ton für die Geister aller Jahrhunderte ist einmal angegeben, sie können der eignen Gröfse, der eignen Annuth sich nicht bewußt werden, ohne diesen reinsten Formen der irdischen Schönheit zu huldigen! — Sie empfinden mit unmittelbarem Wohlgefallen was sie sind, aber sie erkennen es nur an dem Mafsstabe, welchen sie von den Griechen empfangen.

— — Übersehen wir neben dieser historischen Darstellung des Einflusses der Poesie auf die Beredsamkeit nicht, dafs die Forderung des Geschmacks eigentlich nur an die Beredsamkeit gemacht wird oder an die rhetorischen Dichter, an die vornehmen Dichter: man fühlt einen Mißbrauch des Wortes Geschmack, wenn man es auf Homer, auf Dante, auf die Nibelungen, ja selbst auch auf Ariosto und Shakespeare anwenden wollte, zum deutlichen Zeichen, dafs von diesen Dichtern, welche unzertrennlich sind von dem Geiste der Poesie, verschmolzen in die Harmonie der Natur, welche sie aussprachen, vielmehr alles Gesetz des Geschmacks abgeleitet wird, als dafs sie selbst irgend einem solchen Gesetze unterworfen werden könnten. — Versetzen wir uns also in unsre Zeit, in eine Zeit, die sich dem Gesetze des Geschmacks unterwerfen möchte, wenn sie es selbst zu finden und auszusprechen im Stande wäre; nehmen wir an, wir wüßten von Grie-

chenland so wenig als von Virgil und Tasso und irgend einem andern Zeitalter, als dem Ludwigs XIV., und versuchen wir aus der instinktartigen Forderung und Nachfrage der gebildeten Leute unsrer Zeit, bloß mit Hülfe der französischen Literatur, das Wesen des guten Geschmacks aufzufinden.

Es giebt nichts abgeschmackteres als das deutsche Wort geschmackvoll; man kann einen Kunstrichter, einen Philologen, einen Dichter, ein Gemälde, ja die unbedeutendste Gartenanlage, oder ein Zimmerameublement nicht schlechter empfehlen, als wenn man sie geschmackvoll nennt. Es ist als wenn sich der Deutsche die Schönheit nur unter der Gestalt großer Vorräthe, oder den Wohlgeschmack überhaupt nur bei einem vollen Munde denken könnte. Die Seele, indem sie ihren Geschmack veredelt, wird nicht etwa erfüllt, sondern sie wird vielmehr geleert, sie entäufsert sich des unnützen Überflusses, sie ordnet sich, sie fügt sich unter gewisse Verhältnisse, die mit dem mehr und weniger durchaus nichts zu schaffen haben. Durch das Aufhäufen der Erscheinungen und Werke, die im Rufe stehn den guten Geschmack zu befriedigen, wird in der Regel grade der Reiz, den sie einzeln für sich haben mochten, wieder zerstört. Der gute Geschmack offenbart sich vielmehr in dem was verschwiegen, als in dem was gesagt wird, vielmehr im Vermeiden, im zierlichen

Ausweichen als im Schaffen, im Geben — vielmehr in der Resignation als im wirklichen und im positiven Genuß. —

Das Wort Geschmack ist uns Deutschen im Anfange des vorigen Jahrhunderts zugleich mit den freien Künsten selbst aus Frankreich zugekommen, in einem Augenblick, wo wir völlig uneingedenk waren des Großen und Unermeßlichen, was wir selbst in früheren Zeiten im Gebiete der Kunst geleistet, und so haben wir denn den unverhofften Reichthum nicht recht zu sortiren gewußt: es war uns in dem Zustande der gelehrten Austrocknung etwas blühendes angefliegen, ein Füllhorn von Schönheit war über uns ausgeschüttet worden, und so wußten wir denn in dieser Wohlthat eine geraume Zeit hindurch nichts wahrzunehmen als die Fülle; ein Stil voller Bilder, ein sogenannter blühender Stil hieß ein geschmackvoller Stil: ein Philolog, der seinen alten kritischen Kram mit Exclamationen über die Schönheit seines Autors durchspickte, hieß ein geschmackvoller Philolog; ein Pedant, der den alten hergebrachten Schulverstand mit einigen eleganten gesellschaftlichen und artistischen Leichtfertigkeiten versetzt hatte, hieß ein geschmackvoller Gelehrter und Kunstrichter.

Es ist offenbar, daß der Mensch an wahrem Reichthum nicht zunehmen kann, ohne sich zugleich

immer mehr zu beschränken; jeder Besitz eines geliebten Gegenstandes nimmt vielmehr ungefalliges von uns, schleift vielmehr rohe Seiten unsers Wesens fort, schäumt den unnützen Überfluß ab, als daß er den Vorrath unsrer Güter vermehrte: wir erkennen immer bestimmter unsre Schranken, werden das was wir seyn können und sollen, und so schmeckt zuletzt die Welt uns an, sie spürt es jeder Bewegung unsrer Person, jeder Wendung unsrer Werke an, daß wir in vielfältiger Berührung mit ihr gewesen sind. Der gute Geschmack ist eine Eigenschaft, welche sowol Personen als Werke nur in der menschlichen und bürgerlichen Gesellschaft erlangen können. Von der Schönheit eines Kindes oder irgend eines reizenden Gegenstandes, der entfernt von der bürgerlichen Gesellschaft in seinem eignen Gesetze lebt und blüht, wäre die Forderung des guten Geschmacks so unpassend als vom Homer. Diese natürlich schönen Gegenstände können den Geschmack bilden helfen, aber ewig nicht seiner Regel unterworfen oder danach beurtheilt werden.

— Es ist in dem menschlichen Gemüthe eine dunkle Forderung, daß das gesellschaftliche Leben und alle Werke der absichtlichen Kunst das durch Bewußtseyn, durch vielfältige Berührung der Außenwelt, und durch den Einfluß der Regel werden sollen, was jene natürlich schönen Gegenstände bloß

dadurch schon sind, daß sie da sind. Der Jonische Himmel, die Jugendschönheit gesangreicher Völker, und alle die Umstände, aus denen die Homerischen Lieder entsprossen sind, wie Zweige aus dem Baume, treffen nicht wieder zusammen: aber alle diese Bedingungen leben, wenn auch zerstreut, fort in der menschlichen Brust; das wesentliche in ihnen dauert. Nur die Seele des Homer war so einfach, daß sie alle Vielfältigkeit der Welt durch den klarsten offensten Sinn, den Sinn des Auges, in sich einströmen lassen konnte: die Töne, in welchen sie zurückgab, waren dennoch harmonisch. Wir spätgeborenen hingegen, die wir am Ende der Zeiten stehn, müssen gegen die Vielfältigkeit der Welt, gegen die erdrückende Masse der Erscheinungen die Augen schließen: denn wir bringen ihnen eine zerstreute Seele entgegen; wir schließen den klarsten Sinn, damit er uns nicht zerstreue, und öffnen dagegen den dunkelsten Sinn, den Sinn des Geschmacks, um die harmonischen Verhältnisse, die wir mit Absicht erreichen wollen, herauszuspüren. So richtig gewählt und so tief bedeutend ist das Wort Geschmack! — Wer vieles genießen will, sagt der Dichter, genieße jedes in seiner Art, so ist er am besten besorgt! Wollen wir Homer und Shakespear und alle aus dem mütterlichen Schoofs der Natur vollständig gerüstet entsprungene Dichter einerseits, aber auch anderer-

seits, die absichtlichen Werke des Virgil, des Tasso, des Racine, beide genießten, gegen beide gerecht seyn, so lassen Sie uns den jeden von ihnen angemessnen Sinn eröffnen. Es ist ungeschickt auf beiden Seiten, wenn man die Schönheit des Shakespear bloß schmecken will wie die Franzosen, oder wenn man die Schönheit des Racine bloß sehen will wie die Deutschen. Die eigenthümliche Schönheit eines Kunstwerks versteht niemand, der nicht in die Bedingungen eingeht, unter denen der Meister arbeitet, der nicht vorwalten läßt in sich den Sinn und die Gesinnung, die im Meister bei der Entstehung des Werks vorwalteten.

— Ich darf nunmehr hoffen verstanden zu werden, wenn ich die Dichter der obenerwähnten vier glänzenden oder vornehmen Zeiträume der Weltgeschichte rhetorische Dichter nenne. Die eigentlichen poetischen Dichter, mit deren jugendlicher Schönheit ein gütiges Schicksal die alternde Welt immer wieder hat erfrischen wollen, fallen in die dunkleren Zeiträume zwischen jenen glänzenden. Die französischen Dichter des siècle de Louis XIV., so gut als Virgil, und in vieler Rücksicht auch Tasso gehören der Redekunst: sie stehn unter der Regel des Geschmacks so gut als die Beredsamkeit; sie veredeln sich, sie bilden die eigenthümliche Schönheit im Umgange mit den eigentlich poetischen Dichtern; jedes

poetische Zeitalter ruft ein rhetorisches hervor; die selbstzufriedene, in sich selbst lebende und blühende Schönheit des Homer ruft den Sophokles hervor, und noch mehr den Virgil, die Epoche des Dante, das Zeitalter des Tasso, der Shakespear den Pope: die rhetorischen Dichter sind nicht selbstzufrieden und göttlich in sich beschränkt wie die poetischen, sie haben einen äufseren Zweck wie der Redner, sie wollen das innre Leben jener, der poetischen Dichter, äufserlich, im Leben, in der Gesellschaft ausdrücken. Und so bietet die Kunstgeschichte der Welt eine schöne Reihe von wechselnden Zuständen dar, von poetischen Zeiten, die unerbeten, unerfleht, wie ein reines Geschenk des Himmels auf die Erde kommen, und das eigne Mafs und Gesetz ihrer Schönheit mitbringen, und von rhetorischen, die in dem grofsen Stoff des Lebens, in der Gesellschaft auszudrücken, auszuprägen unternehmen, was sie in der Überlieferung aus den Händen ihrer Vorgänger empfangen. Die Gerechtigkeit zugleich gegen den poetischen Shakespear und gegen den rhetorischen Racine kann also unmöglich schwer seyn, da sie so natürlich ist, und das Gegentheil so unvernünftig, als wenn man neben der Blüthe die Frucht, oder die Frucht neben der Blüthe verachten wollte.

— — Wir haben warnen müssen, dafs man den Geschmack, der blofs mit der Form und den Ver-

hältnissen der Schönheit zu thun hat, nicht mit ihrem Gehalt verwechsle; dafs man den Geschmack nicht aufzuspeichern, aufzustapeln unternehme, wie unsre deutschen Pedanten; wir haben gezeigt, dafs es dabei auf mehr oder weniger durchaus nicht, und wenn ja auf eines von beiden, gewifs vielmehr auf das weniger ankomme. Es giebt aber auch eine französische Art, das zarte Wesen des Geschmacks zu mißhandeln, da man ihn mit dem Konventionellen verwechselt, da man ihn fixirt, in Versteinerung übergehn läfst, oder wohl gar auf den konventionellen Geschmack eines einzelnen Jahrhunderts eine Theorie des Geschmacks zu begründen unternimmt. Noch mehr: viele Menschen wollen den Geschmack selbst wieder schmecken, zu welchem Zweck er erst Speise werden, also aufhören müßte Geschmack zu seyn, so wie viele Deutsche ihr Sehen selbst wieder sehen wollen, aus welchem wunderlichen Bestreben sich dann beiderseits nur der Tod und das Nichts, aber nicht die Einsicht in die Wahrheit, nicht das Gefühl der Schönheit ergeben kann. Weil aber die Verwechslung des Konventionellen mit dem, was der gute Geschmack anordnet und verlangt, so viel weniger auffällt auf den ersten Anblick, und so viel verderblicher auf den Geschmack selbst wirkt, so verdient dieser Punkt eine besondere Erörterung.

Wir fragen z. B.: erfordert der gute Geschmack

unerbittlich die Einheit der Zeit und des Orts auf der Bühne? — Der gute Geschmack erfordert, daß jede Kunst in ihren Schranken bleibe, daß sie nicht aus dem Bezirk heraustrete, in den sie gehört, daß sie sich nicht anders geberde als es sich für Ort und Zeit schickt. Es gehört zum Wesen der französischen Tragödie, daß die Einheit der Zeit und des Orts beobachtet werde; — etwa weil die Verwandlung der Szenen, und eine raschere Zeit auf der Bühne unwahrscheinlich wäre? Eine kurzsichtige Kritik hat diesen seichten Grund angeben, und eine andre noch plattere Kritik hat sich die thörichte Mühe geben wollen ihn zu widerlegen, und die Wahrheit gegen die Wahrscheinlichkeit vertheidigen wollen. Was? es wäre die gemeine Scheu vor der Störung der Illusion; nichts mehr, nichts höheres? es wäre bloß flache Liebhaberei zur Natürlichkeit, bloß Scheu vor allem Gedanken der Kunst, was die Einheit der Zeit und des Orts zur Bedingung der französischen Tragödie machte, während der französische Zuschauer ja grade in allen andern Rücksichten nichts mehr auf der tragischen Bühne verabscheut, als die gemeine Natürlichkeit, während er verlangt, daß die Kunst grell heraustrete, und sich die Übertreibung sogar, wie der Grieche die Maske gefallen läßt, damit nur das worauf es ankommt, Wort und That gehörig, wie auf der griechischen Bühne, verkörpert werde.

Hätte das französische Publikum für diese Forderung seines Gefühls wirklich keinen besseren Grund, so wäre sie bloß konventionell, eine schlechte Angewöhnung, ja sie wäre geschmacklos, weil sie allen übrigen Forderungen des französischen Zuschauers widerspräche. — Ich will einen bessern Grund angeben! Die französische tragische Bühne ist ein auseinandergelegter Rednerstuhl, aufgeschlagen für diesen bestimmten Ort, für diese bestimmte Zeit, für diesen Hof, für diese wahre Volksversammlung von Talenten, die über dem Jahrhundert Ludwig XIV. zusammenkamen. Die französische Tragödie geht nicht aus auf die allgemeine Erhebung des menschlichen Gefühls, sie will eine ganz bestimmte Wirkung, einen ganz bestimmten Zweck: Racine hat vor seinem Schreibtisch das Portrait seines großen Monarchen, und sein ganzes Gefolge von Heldenthum und Schönheit steht vor seiner Seele; er buhlt weder um den Beifall der Welt, noch ist er sich selbst genug; er will Frankreich gefallen, und denkt nicht an mehr: er läuft in jeder Tragödie fünfmal Sturm auf das Herz von Frankreich, und wäre Sieger, wenn er durch die Gewalt der Rede seine Nation bezwänge, obschon die ganze übrige Welt unberührt bliebe von seinen Worten. Brittanikus soll in dieser französischen Hoftracht erscheinen: das römische Kostüm beobachten wäre geschmacklos,

weil der Redner aus seinen Schranken treten würde; die Verwandlung der Szene wäre geschmacklos, weil eine Prätension auf Natürlichkeit darin läge, die das ganze übrige Werk und seinen Charakter zerstörte. Die französische tragische Bühne verlangt im Ton aller Schauspieler eine Art von Gesang, der allen gemein ist: man will erinnert seyn, daß eigentlich nur einer spricht: der Dichter, der rhetorische Dichter. Spräche jeder Schauspieler in seinem eignen Ton und Rythmus, so wäre es eben so geschmacklos, als wenn ein Redner seine Stimme verwandeln, seine Parthei nachmachen wollte, während er sie redend einführt. Die französische Tragödie will den Tod nicht auf der Bühne dulden, wie überhaupt die rednerische Handlung durch kein Schauspiel, kein Spektakel irgend einer Art, durch keine unnützen Requisiten unterbrochen werden soll. — Aus allen diesen Gründen, und weil beide Völker dieselbe Forderung an die Bühne machen, vertragen sich Aristoteles mit seinen Griechen und Frankreich sehr wohl. Es ist keine Forderung, die sich an die Beredsamkeit, an eine Rede, die an ein solches Volk und solchen Hof gehalten wird, machen liefse, welche die französische Tragödie nicht zu vollkommener Befriedigung des Geschmacks erfüllte; ja es läßt sich auf dem ganzen Gebiete der Kunst keine Erscheinung nachweisen, die nach Maßgabe der Umstände

so vollständig wäre, was sie seyn kann, und so genau der Absicht gemäß das was sie seyn soll.

— — Sind aber deshalb die klaren hohen Weltgemälde William Shakespears geschmacklos, weil sie sich nicht an die Einheit der Zeit und des Orts halten, weil die Schauspieler in Stimme und Kleidung sich verwandeln sollen, weil wirkliches Spektakel der Rede zu Hülfe kommt, weil die einzelnen Personen in dem Karakter ihrer Natur handeln und wirken, weil der Dichter sie wirklich entläßt, unabhängig, mündig heraustreten läßt an die Welt, weil sie wie Statuen freistehn: während die Personen der französischen Tragödie halb erhaben, wie im Basrelief, auf einem festen Hintergrunde, nämlich der Seele des rhetorischen Dichters erscheinen? Sie sehn in diesem Beispiele ganz deutlich, wie der poetische Dichter für Auge und Ohr, der rhetorische Dichter für das Ohr und den Geschmack, nach Art des Redners arbeitet: wie also auch jener nur durch jene, dieser durch diese Sinnenallianz gerichtet werden kann. Shakespear — und dasselbe gilt von Homer und von allen poetischen Dichtern — ist nicht geschmacklos: sondern seine Werke fallen überhaupt nicht in das Gebiet des Geschmacks, weil die Klarheit seiner Gestaltungen, die tüchtigen, aus der innersten, geheimsten Tiefe der Natur nach Außen hin gezeichneten Umrisse seiner Schöpfungen sich über-

haupt nicht schmecken lassen, weil sich das Licht nicht mit einem dunkeln Sinne ergreifen läßt. Nicht er ist also geschmacklos, sondern das Urtheil über ihn, welches, ganz gegen die sicher und schön durchgeführte Regel der französischen Bühne, verlangt, daß die Intention des Autors sich selbst widerspreche, verlangt, daß er ein andrer seyn soll, als der er den Neigungen seiner Nation, seinen eignen Wünschen und seiner Elisabeth gegenüber seyn kann — dieß Urtheil ist geschmacklos, und so liegt überhaupt in sehr vielen Fällen die Geschmacklosigkeit vielmehr in der Ansicht des Kritikers, als in dem Künstler, dem sie Schuld gegeben wird. —

— — Die Fähigkeit: der Absicht, den Umständen, der Schicklichkeit, kurz den Bedingungen, welche die Gesellschaft auflegt, gemäß zu handeln, zu sprechen und zu seyn, das zu viel zu vermeiden, und — dann immerhin auch — das zu wenige zu ergänzen — ist im allgemeinen genommen Gerechtigkeit. In wirklichen Leben, wo sich tausend Gestalten im bunten Gewühle der Erscheinungen dem Richter aufdrängen, ihn zu verführen, zu bestechen drohn, schließt sie die Augen, dieß ist die bekannte Gerechtigkeit, welche eine Binde trägt: sie schmeckt das richtige heraus. Es würde paradox scheinen, wenn man vom Obergerichter der Kingsbench in England, oder von den abstimmenden Zuhörern des dortigen Parlaments-

gesprächs sagte: der Geschmack sei ihr höchstes Gesetz. Nichtsdestoweniger läßt sich von dem wahren Richter nichts bestimmteres, treffenderes sagen: er ist Richter der Beredsamkeit, die Advokaten, die Parlamentsredner, die Landesgesetze, die Landesgeschichte — alles spricht vor ihm — und über die Beredsamkeit giebt es kein andres Gericht als das des Geschmacks; in allen Verhältnissen des wirklichen Lebens kein unentbehrlicherer Sinn als der des Geschmacks. Im idealischen Leben der Poesie hingegen, wo die Gestalten schon geordnet sind, schon alle einem Gesetz, einer Regel, einem Rythmus unterworfen, wo sie sich nicht mehr zerstreuen, nicht mehr zerfließen können in Gestaltlosigkeit, da müssen die beiden Haupteingänge der Seele, Auge und Ohr geöffnet werden: diese Gerechtigkeit kann keine Binde tragen, denn sie soll ja ihr Gesetz empfangen von der Poesie, die es aus einer schöneren Welt, aus einer höheren Ordnung der Dinge, sanft vermittelnd ihr herüberreicht.

— — Es springt in die Augen, daß das Urtheil des Geschmacks nie ruhen, nie stillstehen, nie zur konventionellen Regel werden darf. Wie die wirkliche Welt in rastloser Umgestaltung sich fortbewegt, wie heut in den Umständen dieses Tages unschicklich wird, was gestern schicklich war; — in derselben Beweglichkeit folgt das Urtheil des ächten Ge-

schmacks dem Wechsel der Welterscheinung; nur das Steife, das Starre, das Ungelenksame, die Versteinerung des Konventionellen, dann das Überfließende aus sich selbst, unaufhörlich aus seinen Grenzen herausschwankende, unsichre, ist das ewig Geschmacklose. Der Gipfel des Geschmacklosen ist zu verlangen, wie Lessing sagt, daß allen Bäumen eine Rinde wachse. — Daher sind es reiche Welt-erfahrungen, vielseitige Wechselwirkungen mit dem lebendigen Leben, die den Geschmack des Menschen anregen und bilden, weil sie ihn fortreißen in den Gang der Welt, weil, im Fügen unter tausend wechselnde Umstände des äußerlichen Lebens, auch seine Seele allmählich sich fügen lernen in die verschiedenartigsten Formen. So erwirbt der Mensch was ich den *à plomb* des Geistes, die äußere Haltung in der Rede, wie in der Handlung nennen möchte: aber ganz sicher, und ganz bewußt der erhabnen Mitgift des Geschmacks wird der Mensch, zumal der Redner, nur durch den stillen Umgang mit der Poesie, d. h. mit dem Göttlichen.

Das Wesen des ächten Geschmacks ist, glaube ich, angedeutet, indem seine Grenzen gezogen sind, was bisher noch nicht geschehen war: das Wesen der Beredsamkeit ist bestimmt, auch — indem ihre Grenzen gezogen sind — gegen das Gebiet der Poesie, von der sie streng getrennt seyn soll, damit sie

ewigen Umgang und innige Freundschaft mit ihr pflegen könne. Wir haben die rhetorische Poesie, die wesentlich auf unser Gebiet gehört, mit herübergenommen; dafür geben wir der Poesie was ihr gehört, die poetische Beredsamkeit, nämlich jene Meisterwerke zurück, welche durch eine äußere prosaische Form unsre rhetorische Betrachtung herauszufordern scheinen, wie Don Quixote und Wilhelm Meister, aber durch alle ihre inneren Eigenschaften, ihre Absichtslosigkeit, ihre Freiheit, ihre Ironie, ihren poetischen Bau, in jene Sphäre gehören, über die, da der Geschmack allein unsre Richtschnur seyn muß, wir nichts vermögen.

VI.

VON DER
POLITISCHEN BEREDSAMKEIT
UND DEREN
VERFALL IN DEUTSCHLAND.

VI

VON DER

POLITISCHEN BEKENDSCHAFT

UND DEREN

VERFAHREN IN DEUTSCHLAND.

Demosthenes wurde einst gefragt, welches das erste und wichtigste Erforderniß der Beredsamkeit sei; er antwortete darauf, nach dem Zeugnisse des Cicero und des Quinctilian: es sei der Vortrag. Auf die Frage, welches das zweite Hauptstück der Redekunst sei, antwortete er abermals, der Vortrag; auf die Frage, welches das dritte, gab er dieselbe Antwort. Es sei nicht bloß das erste, sondern das einzige Erforderniß, schien er damit sagen zu wollen. — Wir, in der Verzauberung der Schrift Befangene, vernehmen diesen Ausspruch des großen Mannes nicht ohne einiges Befremden, und trösten uns über die darin enthaltene Paradoxie damit, daß wir annehmen, der Redner lege dieses ungehörliche Gewicht auf den Vortrag, weil dieser die Schwierigkeit gewesen sei, mit welcher er besonders zu kämpfen gehabt habe. Aber sollte das Geheimniß der Redekunst wirklich wo anders liegen, als in dem Momente, wo sie durch das Ohr in das Herz des Hörers überströmt? Von der dunklen, verborgnen Stelle an, wo der Gedanke des Redners

entspringt, bis dahin, wo er in seiner vollendeten Klarheit und Majestät ans Licht tritt, geht er allerdings durch unzählige Verwandlungen hindurch; die mannichfaltigsten Gefühle erwachen, drängen sich durch Seitenwege ihm nach, ergießen sich in ihn, färben, erheben ihn. Aber die allergrößte Verwandlung erfährt er erst, wenn er nun wirklich als lebendiges Wort an die Brust des Hörers schlägt. — Die Verlegenheit, die jeder empfindet, der eine vorbereitete Rede vor einer Versammlung aussprechen will, ist höchst natürlich; sie enthält das einfache Geständniß: „Was ich euch sage, sollte frisch und lebendig aus meinem Herzen in das euerige übergehn, in jedem folgenden Worte, in jedem folgenden Gedanken sollte schon enthalten seyn, sollte schon einfließen eure lebendige Antwort, und was wir Auge in Auge, an diesem Orte und zu dieser Stunde in einander finden und lesen, und was nur dieser unvorhergesehene Moment, und kein anderer, je wieder eben so zusammenfügt. Statt dieser Frische nun bringe ich euch etwas kalt gewordenes, und deshalb schäme ich mich; statt daß meine Rede euch unmittelbar ergriffe, und fester und fester uns umstricke in dem großen Gedanken, auf den ich es abgesehn, läuft sie nun neben euch her, berührt euch gelegentlich, und wo es etwa der Zufall will, verfehlt euch aber da, wo sie es bestimmt auf euch angelegt hatte, gewiß.“

Man kann eine Rede mit der größten Genugthuung niedergeschrieben haben; und da sie gehalten werden soll, findet man das meiste an der unrechten Stelle. Es ist ein Gefühl, wie es ein junges Mädchen bei der Toilette und bis zu dem Augenblick, wo sie in die Gesellschaft eintritt, haben mag; der Muth, die Zuversicht, die Vorstellung von dem Eindruck, von der bestimmten Wirkung, die sie machen werde, das ganze idealische Gebilde einsamer Selbstgefälligkeit verschwindet vor der völlig unerwarteten, völlig unberechneten Wirklichkeit; was man mitbrachte, worauf man am sichersten baute, gilt wenig, wird überglänzt; man herrscht nicht, wie man geglaubt hat, man muß sich schicken, fügen; die Seele muß in der Geschwindigkeit, mitten in der Versammlung, eine ganz neue Toilette machen. Sie hatte unter den Träumereien am Spiegel vergessen, daß solch eine Versammlung antwortet und ihre besonderen Gedanken hat, und nicht die eigenen Phantasien wieder zurückgiebt, wie der Spiegel. — So nun ist es mit der Rede; sie ist eigentlich nicht eher da, als bis sie leibhaftig vor denen ausgesprochen wird, die dadurch ergriffen werden sollen. *Pronunciatio* übersetzt Quinctilian das Wort des Demosthenes; das deutsche Wort Vortrag bezeichnet nur unvollständig was er meint. Seine eigentliche Meinung war: es redet ein Gott durch den Mund.

des Menschen, wo dieser wirklich redet; und der Gott soll nicht etwa auf die Hörer warten, sondern diese müssen erst zugegen seyn, dann erscheint er. — Das ist der Zauber jener unwillkührlichen Beredsamkeit, welche der groſse Moment selbst herbeiführt; wenige abgerissene Worte, weil sie recht in die Gegenwart hineinfallen, und der Disposition des Redners, und seiner Versammlung gegeneinander, wie auch den Veranlassungen, dem Gemüthszustande recht angemessen sind, können Wirkungen hervorbringen, welche die absichtliche Redekunst nie erreicht. Es gehört ein gewisses Zusammentreffen dazu, welches ganz auſser dem Gebiete der einsamen menschlichen Kraft, oder auch der Verabredung liegt, einer Fügung, die, am natürlichsten, göttlichen Einflüssen zugeschrieben wird, wie auch die unerwartete Klarheit göttlicher Ideen, die solchen Wirkungen immer zum Grunde liegen, die Nähe des Überirdischen andeutet. Es ereignet sich dieses Höchste in allen Künsten; und so wird das Hauptstück der Beredsamkeit eine gewisse gehorsame Stimmung der Seele, wie der besonders thätigen Organe, der Stimme nämlich und des Ohrs seyn, damit sie unmittelbar eingreifen können in solches Zusammentreffen, die Nähe des Göttlichen aussprechen und verkündigen können. Diese erhabene Gegenwart des Geistes, wie der Organe, — denn eines ist unzertrennlich von dem

ändern, — meint Demosthenes unter der *pronunciatio*; und wer will läugnen, daß, wenn irgend eines, so dieses das Hauptstück der Redekunst sei?

Erlauben Sie mir ein Beispiel, welches durch seine Eigenthümlichkeit sich besonders empfiehlt, und um so mehr hierher gehört, weil zwei der größten Redner unsrer Zeit, Burke und Fox, die handelnden Personen sind. Bekanntlich war der brittische Parlamentsredner Edmund Burke der erste Mensch in Europa, der den Karakter der französischen Revolution erkannte, der schon damals, als noch alle diejenigen, denen es vergönnt war, eine solche Begebenheit frei von allem Privatinteresse zu erleben, noch von ihr befangen und umstrickt waren, ihre Richtung, ihre Folgen nicht bloß erkannt, sondern ausgesprochen hatte. Er war in dem Augenblick der größten Gefahr, die sein Vaterland und diesen Welttheil bedrohte, ich möchte sagen, die einzige Schildwacht, die an ihrem Posten war. Eine beinahe zwanzigjährige Freundschaft, geschlossen an dem einzigen Orte in Europa, wo es der Mühe werth seyn kann, Verbindungen auf Leben und Tod einzugehen, theils weil er nie entweiht worden, theils weil es ein ernsthafter Ort ist, und die meisten andern gegen ihn nur Lustörter, im Parlament von Großbritannien, verband mit jenem großen Manne den jüngeren Fox. Eine Verbindung, die

auf nichts anderem beruhen konnte, als auf der Gröfse und Göttlichkeit ihres Gegenstandes, mußte erschüttert werden, als über das Wesen der bürgerlichen Freiheit, über den altbrittischen und neufranzösischen Sinn dieses Wortes, erst ein Streit über die wörtliche Auslegung, dann über die praktische Anwendung sich erhob, und dann unmittelbar das ganze Gebäude dieser Freundschaft ergriff und verzehrte. Fox sah in der Revolution nichts, als den Triumph der Sache, für die sie beide gelebt hatten; Burke hingegen ihren Untergang, und mit einer Rührung, die zu menschlich ist, als daß sie sich nicht jedem Herzen von selbst darstellen sollte, das Opfer, welches sie ihm selbst abforderte in seinem Freunde. Es kostete ihm den schönsten Irrthum seines Lebens, die Meinung, die er zwanzig Jahre hindurch von Fox genährt hatte.

Die Trennung war beinahe ein Jahr hindurch undeklarirt geblieben. Die Täuschung, einander selbst festzuhalten, nachdem der gemeinschaftliche Boden verschwunden ist, auf dem man miteinander gelebt, nährt jeder, so lange er kann, bewußtlos. — Beide Freunde hatten sich vermieden, und eine heilige Scheu, die solcher Bund, wie solche Trennung wohl verdient, hielt jeden Dritten von aller versöhnenden, wie von aller entzweierenden Einmischung zurück. Es war in der Nacht vom 11. zum 12. Februar des

Jahres 1791, als diese große Angelegenheit, als die Staatsangelegenheit dieser Freundschaft endlich im Parlamente zur Sprache kam.

Die Beredsamkeit hat nie größere Wunder gethan, als in dieser Nacht; alles aber war unerwartet, wie von einer höheren Macht zubereitet. Die beiden Redner, und mit ihnen alle Zeugen, vergaßen sich selbst; die Ordnung des Parlaments, seit einem Jahrhunderte ununterbrochen, stand stille; wo man keinen Namen nennen darf, damit sich die Persönlichkeit nicht aus den großen Verhandlungen ungebührlich heraushebe, da galt es zehn Stunden hindurch nur die Persönlichkeit zweier Mitglieder. Der Anfang war kalt und ruhig; es betraf die Verfassung jenes Theils von Nordamerika, der England nach dem letzten Frieden verblieben war. Es lagen zwei Pläne auf dem Tische, der erste im altbrittischen, der andere im neufranzösischen Sinne der Freiheit. Gleichgültige Redner sprachen lange, und die Nacht war schon sehr vorgerückt, als Burke das Wort nahm. Nach wenigen schneidenden Urtheilen über den vorliegenden Gegenstand und die bisherige Erörterung, ging er mit einer kurzen Katonischen Wendung auf die größere Sache der französischen Revolution über. In der peinlichen Stimmung, in der die Fürsten und Helden von Troja die warnenden Verwünschungen der Cassandra angehört haben

mögen, wartete das Parlament auf die Rückkehr des Redners zu dem vorliegenden Gegenstande über eine Stunde lang. Es schien kein Gefühl zu antworten, aber die Scheu der Ehrfurcht, wie vor einem großen Kranken, verhinderte die Unterbrechung; die prophetische Melancholie einer einzigen Seele lag drückend auf der ganzen Versammlung, bis eine Wendung der Rede eine neue, tiefere Erörterung der Folgen der Revolution ankündigte, und somit noch eine Stunde in Beschlag zu nehmen schien. Ein fast allgemeines Geschrei zur Ordnung unterbrach ihn; Fox schwieg; der große William Pitt, allein in der ganzen Versammlung, erklärte seine Meinung, daß der Redner sehr wohl in der Ordnung sei. Es ward über diese Frage gestimmt, und das Parlament von England entschied, daß Burke in der Ordnung sei. Hierauf erhob er sich von neuem, und fuhr fort in einem Strom von Beredsamkeit, dem keine Feder folgen konnte. Die Zeitungsschreiber gaben angefangene Perioden, und bemerken zu mehreren Malen in dem Text ihres Berichts die Todtenstille, die über der ganzen Versammlung ruhte. Plötzlich, da er das Gemälde der Wirkungen der französischen Revolution mit einem Citat aus dem Macbeth vollendet hatte, stockte Burke. Es war Mitternacht; niemand wagte aufzustehen, und, mit verhaltenen Thränen, mit ungewöhnlich sanfter Stimme fuhr er

fort, einen Blick auf Fox werfend: „Das Gift der Revolution ist mit gemeinen Opfern nicht zufrieden; sein Stachel sucht das Hohe auf Erden, das Stolze, das Schöne, das recht Erprüfte, die heiligsten Verbindungen des Lebens, und wird nichts verschonen. Ich selbst, am Rande des Grabes, müde nach dreissigjähriger rechtschaffener Arbeit für England und für die Freiheit, hatte mich umgesehen nach einem Erben, dem ich das Vermächtniß meiner Sorgen, meiner Hoffnungen, meiner geheimen Gedanken über dieses Jahrhundert, und über dieses mein Vaterland getrost übertragen, und dem ich sagen könnte: Vollende, du Glücklicher, was ich gewollt! — Ich habe ihn gefunden; achtzehn Jahre hat er mein Testament und mich, wie das Bild seines Vaters, am Herzen getragen; — die Revolution ist ausgebrochen, und ich habe ihn nicht mehr; ich bin allein, mein Blut ist ausgestorben in diesem Hause, ich sterbe unbeerbt.“ — Bei diesen Worten hörte man vernehmlich, daß Fox, ohne aufzustehn, den Blick vor sich hingesenkt, sagte: Unsrer Freundschaft wird das nichts anhaben. — Lassen Sie es Sich von Zeugen beschreiben, wie diese alltäglichen Worte, im Tone einer gewissen Beklemmung und Unsicherheit gesagt, die Versammlung getroffen haben. Fünfhundert Personen waren nunmehr in Zwei verwandelt, in Einen vielmehr; ganz England hing an den

Lippen dieses Einen Menschen, der mit einer eiskalten Stimme fortfuhr: „Diese Freundschaft ist zu Ende!“ — dann aber plötzlich, wie von dem ganzen Feuer seiner Jugend überkommen, Fox und seine Sorgen und seine Jahre abschüttelte, die alten, längst entschlafenen Helden der brittischen Freiheit herbeirief, tröstend von der Freiheit sprach, die das Volk dieser unüberwundenen Inseln eigentlich meinte, er, der Einsame, eine große Partei aus dem brittischen Alterthum um sich her versammelte, und, wie von einer fernen sonnenhellen Zukunft seines Vaterlandes verklärt, die vierstündige Rede beschloß. Es war ein Viertel nach zwei Uhr Morgens; die Versammlung erschrack, als er aufhörte; niemand war zum Reden gefaßt. Fox stand auf, und im Augenblicke war die Todesstille wieder da; ein Strom von Thränen brach ihm aus den Augen; er setzte sich sprachlos nieder. Das Parlament wartete einige Minuten; alle Augen gerichtet auf die beiden Freunde, die stumm einander gegenüber saßen. Man fand es unanständig, nach solchem Ereigniß weiter zu reden; die Sitzung wurde aufgehoben. —

Ich behalte mir vor, die Geschichte jener merkwürdigen Nacht, in der, wenn je aus dem Gefühle einer Stunde Weltbegebenheiten herzuleiten sind, das Schicksal von England, und von mehr als England, entschieden worden ist, aus allen den zerstreuten

Materialien, Zeitungsberichten, Parlaments - Rapports, mündlichen Aussagen u. s. f. vollständig zusammen zu tragen.

Man hat in den Künsten die Erfahrung gemacht, daß die größte augenblickliche Wirkung, z. B. die des Schauspielers, die vergänglichste ist; und daß jede Kunst von der ewigen Gerechtigkeit der Weltordnung für die geringere augenblickliche Wirkung entschädigt wird durch die Dauer. Etwas ähnliches wird der Beschreiber jenes großen Auftritts anerkennen müssen. Nur die äußeren Umstände lassen sich wiederherstellen und festhalten; das eigentliche Wunder der Beredsamkeit ist nur für die beneidenswürdigen Gegenwärtigen. Und wären uns alle Worte jener Nacht zurückgeblieben: wer kann die Töne wiedergeben? — Das ist der Vorzug des Dichters! Für alle Leiden, für alle Resignation, für das Entbehren der gegenwärtigen, anwesenden Majestät entschädigt ihn die Dauer. Eine Rede, wenn sie einmal erkaltet ist, wenn sie herausgenommen wird aus dem Zusammenhange ihrer Geburt, möchte ich sagen, niedergelegt in die Schrift, kann auf unzählig verschiedene Weise gelesen werden, weil sie eben, ohne ihren Autor, nichts ist, weil sie nicht unabhängig, nicht entlassen ist vom Verfasser, nicht emancipirt, nicht frei gesprochen, wie das Werk der Poesie: so muß der Vorleser den Mangel ergänzen,

aus freier Kraft die Seele, die dazu gehört, die Persönlichkeit des Redners hinzuthun; und so erhalten wir etwas anders, als die Rede. Ich glaube, eine Rede läßt sich deutlicher und wahrer beschreiben, als recitiren, ein Werk der Poesie hingegen trägt seine Seele in sich; es ist völlig unverständlich ohne diese Seele, ohne ganz eigenthümlichen Ton und Bewegung: es kann unempfundener durch eine ganze stumme Generation hindurchgehen. Der erste Enkel, der es versteht, und, was ich voraussetze, und was von aller Bildung vorausgesetzt werden sollte, nur die Organe der Stimme und des Ohrs in Bereitschaft hat, kann es nur auf Eine mögliche Weise verstehen und lesen. Ort, Zeit, äußere Umstände, alles, was auf den Redner einwirkt (einen Akkord der äußeren Gegenwart möchte ich es nennen), treffen nie wieder so zusammen; hier nur flammt das Göttliche auf, es erscheint im Fluge. In der Poesie wohnt es; diese Akkorde stammen aus der Seele des Dichters; nichts Äußeres, Augenblickliches hat eingegriffen; jedes reine Gemüth, still in sich selbst, und auf die Kräfte, auf die Begebenheiten in seiner menschlichen Brust beschränkt, kann sie wiederherstellen.

Es ist also klar, daß der ganze Standpunkt für die Theorie der Beredsamkeit verrückt wird, wenn man ihr eigentliches Wesen, wie es die ganze neuere Rhetorik thut, in das Konzept setzt, in das vor-

bereitende häusliche Erdichten und Aufschreiben der Rede. Die Rede kann durchaus nicht eher vorhanden seyn, als der ganze Akkord von Menschen und Umständen, in den sie eingreifen soll, wirklich da ist; also kann sie nicht eher vorhanden seyn, als in dem Augenblicke, wo sie auch schon gesagt werden muß; folglich ist das Sagen, das Aussprechen der Rede nicht bloß das Haupterforderniß, sondern das einzige Erforderniß zur Beredsamkeit; folglich hat Demosthenes Recht. — Im brittischen Parlament schreibt bekanntlich nur der Anfänger seine Rede auf; und wer eine wahrhafte Rede niederschreiben will, vermag es nur, indem er alle äußern Verhältnisse durch eine poetische Fiktion hinzusetzt, die Rede selbst aber vielmehr durch die Feder ausspricht, als schreibt. — Diefs ist die praktische Natur der Beredsamkeit!

Die Schule der Beredsamkeit eröffnet sich also mit der Übung und Bildung der Stimme, wie des Gehörs, und nicht etwa mit dem, was man in unsern Schulen sehr ungeschickt Stilübung nennt. Stil in der Rede ist jenes Unaussprechliche, und im gemeinen Wege völlig Unerlernbare, welches das lebendige Leben hinzuthut. Der Charakter, den die Waffenübung der Seele, den die Heldengenossenschaft mit großen Männern, und ihrer selbst bewußten Meistern absetzt, klingt durch die Rede hindurch.

Dieß ist die Seite, von welcher auch der späteste Vorleser einer Rede gebunden ist; dieser Grund der Rede ist ein bestimmter, der nicht verändert werden darf, nicht verändert werden kann. In den griechischen und brittischen Rednern drängt er sich von selbst auf. — Mit dem erhabenen Wesen nun, mit jener freien Eigenthümlichkeit einer ganzen Gemeinde von Rednern und Helden, denen sich der einzelne Redner, wenn er nach vielfältigen Kämpfen den Meridian seiner Kraft erreicht hat, mit eben so freiem Bekenntniß, mit einer Art von männlichem Gelübde anschließt, — soll unsere früheste Jugend vertraut werden; zehnjährige Knaben sollen sich, die Feder in der Hand, diesen Stil des Geistes angewöhnen. Ein gewisses Gesichterschneiden der Seele wird ihnen gelehrt. Erst lernen wir lesen und schreiben, dann den Stil, und wären nun ungefähr auf dem Punkte, wo die Griechen aufhörten, als ihre Nationalbildung erreicht war. — Wir aber treten nun erst ins Leben, und lernen stammeln, sprechen; wenns glückt, reden wenige; überglücklich, wenn in den spätern, reiferen Jahren des Lebens uns etwas entschlüpft, was niedergeschrieben zu werden und zu bleiben verdient; überglücklich, wenn in dieser reiferen Zeit wir endlich einen der großen Autoren der Vorzeit verstehen lernen, und sich dann nun endlich die Mühe bezahlt macht, mit der wir so frühe lesen

gelernt. Der Stil aber? des Lebens, der Rede, der Schrift? — wird er in der Stuben-Konversation über die Zeitungen, und über die Schnitzer der Feldherren und Regenten gelernt, oder im Studierzimmer, in den Bureaux, in den einsamen Werkstätten handwirkender, nachahmender Künste, ohne Händereichen und Gemeinschaft der Geister? — „Ich habe wenige Frauen gefunden, sagt der Verfasser des Woldemar, die ihren Anzug auf eigenthümliche Weise zu besorgen wußten;“ ich habe wenige Männer gefunden, füge ich hinzu, die nur im Privatleben, wohin alle ihre Sorge gerichtet war, unabhängig gewesen wären und selbstständig, und frei von Manier und Ziererei. Wie sollte ich von ihnen verlangen einen Stil, ein freies Eingreifen in das öffentliche Leben, ein sich selbst Behaupten, indem man sich einer ganzen Republik von Geistern anschließt, der Denk-, Sprech- und Handlungsweise einer ganzen Korporation großer Naturen, sich mit Freiheit, mit Stolz und Demuth unterwirft. Diefes ist das Wesen des Stils, worin wir unsere Knaben üben!

Ich glaube, ich habe in einzelnen großen, vielleicht noch allzuharten Zügen ausgedrückt, was der Anfang, was das Ende der Redekunst sei. Der Einzelne kann für diese gewaltigste und gegenwärtigste unter allen Künsten nichts thun, als seinen Mund bilden; die Nation bildet im Laufe der Jahrhunderte

durch die anbetende Ehrfurcht, mit der sie an ihren Helden hängt, mit der sie alles Große, was ihr Boden erzeugt, zusammenknüpft, wie in ein Pantheon zusammenstellt, das andere Hauptstück hinzu, nämlich den Stil; die Nation bildet hinzu jene gewisse harmonische Einheit unter allen Erzeugnissen ihrer Kunst, zumal der höheren Beredsamkeit, um derentwillen nun das Einzelne zu bleiben, durch den Stil, durch die Feder fortzuleben verdient. Nichts bethätigt diese Darstellung so als der einzige Schauplatz ächter Beredsamkeit, der diesem unserm stummen Jahrhundert verblieben ist, und den ich im Anfange meiner heutigen Vorlesung zu vergegenwärtigen suchte: das brittische Parlament.

Die Grundlage der Erziehung des brittischen Redners ist der Umgang mit den Alten, die nur versteht, wer sie sich sprechend, nicht aber schreibend denkt; keine Stilübungen, aber vielfältige Versuche in Versen. Die Poesie, die Quelle des Geschmacks, wird gegenwärtig erhalten, künstlich hereingeleitet in die Brust des künftigen Redners. So vorbereitet ergreift ihn das politische Leben, und das unnachlassende Gespräch des Parlaments, der Gerichtshöfe, und zuletzt der Stil der Redner von England. Diefs war die einfache Vorschule des großen William Pitt-Chatham, Burke's, des jüngeren und größeren William Pitt, und Foxens, dieser großen Heerführer der brittischen Beredsamkeit,

durch deren Mund England nunmehr gesagt hat, was es sei. Die erhabensten ihrer Werke — eines davon habe ich zu beschreiben versucht — sind hingestorben mit ihnen selbst; — denn es muß bemerkt werden, ausdrücklich bemerkt, daß England noch besteht, nachdem diese Säulen eingestürzt sind, die es zu tragen schienen. Die erhabensten ihrer Werke sind dahin, wie die großen Veranlassungen, die sie erzeugten. Von Fox sind kaum wenige Worte erhalten, aber nichts destoweniger wird alle Erinnerung an seine Irrthümer und Schwächen niedergehalten, aufgewogen durch den wortlosen Nachklang dessen, was er durch die Gewalt seiner Rede für die Gegenwart gewesen ist. *Stat nominis umbra*, nur der Schatten seines Namens ist geblieben, und dennoch heute, mehrere Jahre nach seinem Tode, sind die Gemüther von dem Eindruck seiner Stimme noch nicht zurückgekehrt in ihre alten Fugen. Dieser Wortredner des Verderbens, gepeitscht von allen Furien des Ehrgeizes und einer Sinnlichkeit, wie sie sonst nur der tropische Himmel auszubrüten pflegt, wufste einzugehen in allen Eigensinn, in alle Unart, wie in allen Stolz seines Volkes; die ganze Vergänglichkeit von England, folglich auch alle Macht über die Gegenwart, standen ihm zu Gebote, und die ungezogene, aber im Grunde wohlwollende, schwache und immer berauschte, aber freigebige, großmüthige

Seele dieses Mannes spiegelte das wirkliche England mit allen seinen Einzelheiten und Sichtbarkeiten so deutlich und doch so veredelt ab, daß er der Mann des Volkes bleiben mußte bis an sein Ende.

Ihm achtzehn Jahre zur Seite, und dann fünf Jahre gegenüber stand der königliche Redner Edmund Burke, Stellvertreter des unsichtbaren Englands, der Geisterseher seiner Geschichte, der Prophet seiner Zukunft; ein rechtschaffenes, still bürgerliches Herz, das nichtsdestoweniger England ganz ausfüllte bis an den Rand; ein behaglicher, sich in alle nahen Umstände einwohnender Geist, dem nichtsdestoweniger Europa zu enge war, und eine Rede, an der selbst die Gegner nichts auszusetzen wußten, als die mitunter allzu blendende Hoheit, die allzu schlagende Kraft und den kassandrischen Trübsinn, in den sie sich verlor, unter den Gewitterwolken, welche die letzten Jahre seines Lebens hindurch über England ruhten. Ich habe es oben angedeutet, er hatte keine Partei in dem wirklichen Parlament und dem damaligen Volk. Im Parlament, wo sich die Parteien, so viel es gehen will, auch in den Sitzen absondern und gegenüberstellen, setzte er sich unten im Grunde des Hauses allein; William Pitt, die Grenville's und alle Regierenden seiner Zeit horchten still auf ihn; — aber seine Partei war bei denen, die nicht sterben in England wie anderswo,

deren Geist fortsitzt im Parlament, wo ihn keine Gegenwart, und sollte sie selbst durch Foxens Mund reden, verdrängen kann. Und so hat er mit dem Beistande dieser Partei, oder — haben sie durch seinen Mund mehr gewirkt und vollendet, als alle Parteien der Zeit durch ihre Heerführer. Wenn die weltliche Beredsamkeit, und alles, was die Kunst der Rede über derbe, tüchtige, wohlgenährte, lüsterne Weltkinder vermag, in Fox seinen Gipfel erreicht hat: so hat die heilige Beredsamkeit in diesem Jahrhundert nur durch Einen Mund geredet, durch den Mund Burke's. Wer möchte dieser Zeit predigen, ohne die theuren Überreste dieses großen Mannes, insbesondere die der letzten Epoche seines Lebens zu studieren, zu verehren, in allen feierlichen Augenblicken des Lebens, wie in einer Wallfahrt, dahin zurückzukehren. Welcher Ohnmächtige wird es wagen, über die Angelegenheiten der Völker zu reden, ohne die Gewalt über das theure Abwesende, Untergegangene, von unkeuscher Gröfse Verdrängte, von Burke zu lernen, ohne von ihm zu lernen die gewaltige, ihm ganz eigenthümliche Waffe des tragischen Witzes.

Diese beiden großen Redner haben England ausgedrückt, der Eine, wie es ist, der Andre, wie es war; den beiden andern, den Pitt's, den größten Staatsmännern ihres Jahrhunderts, verdankt England, dafs es, wie es war, so blieb, und, indem es blieb, größer

wurde als es war. Auch sie haben mit der unmittelbaren Gewalt der Rede viel mehr, als durch schriftlichen Befehl England regiert; sie haben verdient, jener im Rednerstuhl, in Mitten des Parlaments und seiner Thaten, und der Denkmale seines Lebens, und bestrahlt von dem Glanze seines Vaterlandes, den er entzündet, zu sterben; dieser, der jüngere Pitt, verdient, daß, als er nach sechzehnjährigem Ministerium am Tage nach seiner Verabschiedung ins Parlament trat, und an den Sitzen der Minister vorüberging, diese, die Neuerwählten, ihm instinktartig Platz machten, und das ganze Gespräch der ersten Abende verrückt war, da man diese Stimme von einer andern Seite her vernahm.

Bin ich von meinem Gegenstande abgekommen, habe ich mich bloß überwältigen lassen von der Erinnerung an diese großen Charaktere, oder gab es wirklich keinen kürzeren Weg für die Anregung dessen, was mit diesen Vorlesungen ich eigentlich meine, als sich in die Mitte des Gegenstandes zu versetzen; — die Konzept-Ansichten der deutschen Redekunst, das stumme Vergnügen, eine Mosaik aus fremder Gesinnung zusammenzusetzen, die rhetorischen Adressen an die Wand, oder wenns hoch kommt, an den Spiegel, bei Seite zu werfen; — und die Meinung, als hätte ich es auf Regeln für die Abfassung und Korrektur solcher Konzepte abgesehen, zu widerlegen, durch eine Erzählung von großen Rednern und ihren Thaten? — Ent-

weder wird der Geist des lebendigen Wortes geweckt; entweder Deutschland bekennt die unermessliche Macht der Rede, die es schlummern läßt, oder die es doch vergräbt in die Einsamkeit der Bibliotheken; entweder die Jugend erkennt, daß die Frucht alles Denkens und Lernens lebendig auf den Lippen schweben müsse, daß man wohl dichten könne für die Welt, so wie die Welt für uns, aber keiner reden könne für den andern: oder dieß Geschlecht möge nur unter seinen Stilübungen, unter seinen poetischen und philosophischen Phrasen vollends ersterben und verstummen. — Vergiß nicht, möchte ich der Jugend meines Vaterlandes zurufen, die große Lehre des Demosthenes: Was du deiner Zeit etwa Großes und Tüchtiges zu sagen hast, — und es wird sie nichts treffen, wenn du sie nicht wirklich und leibhaftig anredest, — also, was du wirklich sagst und in Schriften niederlegst, liest nicht der trefflichste Zweite so wieder, wie du es empfunden hast; er trifft deinen Ton nicht, er liest sein Gemüth hinein, seine Zeit und die Umstände seines Orts. Du kannst ihm nicht befehlen, wie er dich lesen soll, so wie es der Dichter kann. Also wirf die Feder bei Seite, wo sie nicht hingehört; denke nicht früher an die Nachwelt, als bis du die Gegenwart besorgt, schreibe nicht eher, bis du reden kannst, damit du zuletzt wenigstens Gesprochenes niederschreibst, und nicht Gedanken, die schon deine Seele geschrieben hat, statt

zu denken, sprechend zu denken; todtegebornes, kaltes Wesen, vor dem die besser empfindende, hoffentlich warmblütigere Nachwelt zurückscheuen wird. Sieh die reichen Saatfelder, die jene großen Redner bestellten; die üppige Frucht, welche sie gebaut, hat die Jahrszeit, hat die Gegenwart, haben die Zeitgenossen weggemäht; sie lebt in der Kraft ihres Volkes und in neuen Ernten fort. Sie haben die Ewigkeit besorgt, indem sie des Augenblicks wahrnahmen; um die Spuren ihres großen Geistes zu kosten, halten wir ängstliche Nachlese auf den Feldern. Seine Werke auf die Zukunft zu bringen, ist, wenn überhaupt eine Rücksicht des Redners, doch nur seine zweite Rücksicht: die Werke des Redners müssen eigentlich sterben, allmählich, wie der Saamen in der Erde, sie werden unlesbar, ihre Farben erblassen; nur die Werke der Poesie haben ewiges Leben, nie verlöschende Farben, oder doch einen Balsam, ein Salz des Lebens in sich, welches sie erhält, so lange die Völker leben, welche sie gesungen. Der Redner hat die Gegenwart, der Dichter die Zukunft; resignire er auf die Zukunft, wie sie auf die Gegenwart Verzicht thut. Was ihnen beiden gemein ist, worin beide eigentlich leben, das ist ja doch ewig! — Seine Werke der Zukunft zu übergeben und zu erhalten, ist des großen Redners zweite, sich selbst im Ganzen, wenn auch namenlos, in der Begeisterung des Ganzen fortzusetzen, ist des Redners erste Rücksicht.

VII.

VON DEUTSCHER SPRACHE
UND SCHRIFT.

VON DEUTSCHER SPRACHE
UND SCHRIFFT.

Ich habe dem lebendigen Wort die Ehre und den Vorrang gegeben, wie es die Natur will: ich habe Deutschland gegenüber einen besonders großen Nachdruck auf diese erhabene Materie gelegt, nicht bloß weil unsre Nation abgefallen ist von dem lebendigen Wort, nicht bloß weil unter allen europäischen Staaten insbesondere die Deutschen der Herrschaft der Feder am meisten eingeräumt, sondern vielmehr weil Deutschland insbesondere berufen ist für das lebendige Wort, weil Deutschland vor allen andern zeigen könnte die Macht und die unendliche Beweglichkeit des Wortes! —

Ich habe mich in einer früheren Stunde, da es an seinem Orte war, über die unzähligen Dialekte, Idiome, wissenschaftliche und gesellschaftliche Kottorie-Formen unsrer Sprache beschwert: keine europäische Sprache ist nach Maßgabe der Umstände und der Örter, der Gebirge und der Niederungen, wie auch der Grenzberührungen ihrer Nachbarn so verschiedenartig individualisirt worden; keine Sprache ist in so verschiedenartigem Stoffe ausgeprägt worden. Wie wäre es, und würde ich mich über diese Dia-

lekte noch beschweren, wenn diese Sprache einen Mittelpunkt hätte, worin sich alle jene Besonderheiten begegnen könnten, worin alle Breiten und Kürzen, alle Härten und Weichheiten, alle Rauigkeit und Sanftmuth, alle Bildung und alle Unschuld der verschiedenen deutschen Mundarten sich untereinander ausgleichen könnten? Wenn sich also das Ungleiche durch die Berührung und den Zusammenhang veredelte, wenn die ungeheure Skala von Ausdrücken und Tönen in dieser Sprache wirklich sich darstellen könnte in einer einzigen Stimme, und alle schroffen Kontraste sich untereinander dämpfen und mildern möchten dadurch, daß sie einem und demselben harmonischen und philosophischen Gesetze untergeordnet würden? —

Das Allgemeine entsteht nicht durch ein Wegwerfen des Besonderen, die Tugend entsteht nicht durch ein Vernichten jener Kräfte, die durch ihren Mißbrauch das Laster erzeugen, die Vollendung der Sprache nicht durch ein bloßes Absondern der Dialekte, wie man vor dreißig Jahren glaubte, als man einen einzelnen Meißnischen oder Thüringischen Dialekt zum Hauptdialekt, zum Hochdeutschen, wie man es nannte, zu stempeln sich unterfing, und in dem beständigen Reinwaschen und Abfeilen dieses Dialekts das ganze Kulturgeschäft der Sprache finden wollte! Es ist in Italien nicht wahr, daß mit der

Pflege der toskanischen Mundart nunmehr alles gethan sei, was für die Sprache jenes herrlichen Landes gethan werden könne, obgleich Florenz einen ganz anderen Beruf zur Gesetzgeberin der Sprache für Italien, als Meissen oder Thüringen für Deutschland, nachweisen könnte. In Florenz und den Nachbarstädten ist wirklich zu mehrerenmalen alles Grofse und Bedeutende zusammengeströmt was der Boden Italiens erzeugte; es lag inmitten der Kraft, des Reichthums, ja ich möchte hinzusetzen, der Schicksale dieses Landes. Aber auch dort geht der höhere Geist und das Lebensprincip der Sprache verloren, wenn man den Lauf der Lebenskräfte hemmen wollte, die von allen Grenzen und Küsten des Landes unaufhörlich nach dem Mittelpunkt einströmen müssen.

Was wäre Reinheit und Glätte ohne Kraft; was wäre Schönheit der Form ohne Karakter? und wie erhalten wir die Kraft und den Karakter der Sprache, als indem wir die einsamsten Bergthäler, die entlegensten Küsten, und alle die Stellen, auf denen sich der Mensch mit seiner Stimme der Natur gemäß ausdrückt, unaufhörlich einwirken lassen auf den Mittelpunkt; indem wir die Bildung unaufhörlich anfrischen lassen durch die Unschuld.

— Man denkt sich das Geschäft der Läuterung und Kultur einer Sprache so leicht, weil man das heilige Wesen der Sprache vergiftet! Ist es denn

blofs Unart des Östreichers, dafs er nicht hochdeutsch, oder des Neapolitaners, dafs er nicht toskanisch spricht? Hat denn nicht jede Provinz eines Landes ihre sehr vollwichtigen Gründe, wenn sie die Töne so oder anders formt? Kann es denn der Schweizer ändern, nach Willkühr ändern, wenn ihn die breiten, rauhen Töne der Landsleute im Gebirg, und der Ausdruck in den vaterländischen Kroniken mehr anspricht als jene sächsische Buchsprache, die, was das ärgste ist, eigentlich nur geschrieben, nie ausgesprochen worden ist? —

Ich habe mich seit vielen Jahren um die deutsche Aussprache bekümmert, aber noch heut weifs ich keinen Ort in Deutschland anzugeben, wo die Sprache gut gesprochen würde oder nur besser als anderswo. Ich habe wohl Personen angetroffen, von denen in Schwaben, in Franken, in Sachsen, an der Mündung der Elbe wie in Östreich gesagt werden würde: sie sprechen gut. Aber kein Ort hat diefs Privilegium für sich. Die Örter sind, was die Sprache angeht, gleich gut: sie müssen ächt republikanisch alle gelten, sie müssen alle ihre Stimme hergeben, wenn ein guter deutscher Sprecher werden soll, — und so habe ich auch immer gefunden, dafs die, welche gut sprachen, an recht verschiedenartigen Stellen von Deutschland gelebt und gesprochen hatten. Sie hatten unter der Rauhigkeit der Gebirgstöne, und

unter den weichen, platten Klängen, die das deutsche Niederland spricht, in Städten und auf dem Lande, an den südwestlichen Grenzen, wo die romanischen Sprachen, und an den nordöstlichen, wo die slavischen Sprachen Deutschland berühren — kurz sie hatten aus den verschiedenartigsten Dialekten sich das eigentlich Deutsche herausgehört, herausgeföhlt.

Wenn nun was sie herausgehört hätten, niedergeschrieben würde, so wäre es freilich für heute und morgen das beste Deutsch, das reichste, edelste, und im höheren Sinne des Worts gebildetste Deutsch. Aber auch für die Folge der Jahre? — Gewifs nicht. Ein Wörterbuch, aus lauter solchen guten und lebendigen Sprechern abgezogen, kann keine gesetzgebende Kraft erlangen in einem Volke, das innerlich frei ist. Besser ist es, dafs solche gebildete Sprache wieder zurückströmt in die Dialekte, sich wieder unaufhörlich erfrischt in dem Bade der Natur, dafs, was Mühe, Fleifs und Geschick erreicht haben, sich immer wieder anschliesse an jene alte Naturstimme der Gebirge und Thäler; dafs dieses ächte und lebendige Hochdeutsch sich beständig wieder nicht auf unedle Weise vermische, aber — vermähle mit den Dialekten. Also kein Wörterbuch, auch keine Hauptstadt, die nur den Wahn nähren kann, als gebe es in Sprachangelegenheiten einen privilegierten Ort, keine Akademie, deren ganze Kunst doch nur im

Waschen, Feilen, Absondern der Sprache, in der Verordnung einer strengen Diät für dieselbe, im Bewirken einer künstlichen Magerkeit bestehen würde — kann helfen. Es muß gesprochen werden, man muß reisen für die Sprache, man muß ihre Dialekte hören lernen, aus der österreichischen, schweizerischen, fränkischen, niedersächsischen Mundart das Deutsche herausfühlen lernen: Die größten Autoren und Sprecher der deutschen Sprache, Göthe, Schiller, Herder, Johann Müller, Genz u. s. w. verdanken einen großen Theil ihrer Sprachkraft dem Umstande, daß sie umhergelebt haben in Deutschland oder aus dem Norden in den Süden, aus den Westen in den Osten des Landes verpflanzt worden sind. — Wie müßte grade unsre Sprache mit ihrem Reichthum, mit allen tausendfältigen Sitten und Lebensweisen, die sie jetzt einzeln ausdrückt, ergötzen können, wenn sie nur zwanzig Jahre hindurch ordentlich ineinander gesprochen wäre; wenn die naive Roheit der Naturtöne und Dialekte nicht weiter getrennt wäre von der gebildeten Flachheit der hochdeutschen Buchsprache, und nun durch jede Reihe von Tönen in dieser so veredelten dritten, mittleren Sprache Deutschland hindurchklänge, während es doch nur immer Paris ist, das unaufhörlich in Eine Hauptstadt zusammensterbende Frankreich, welches man durch die französische Sprache hindurchhört.

— — So wäre Deutschland, wenn es spräche: wie aber die Umstände jetzt stehn, so spricht es nicht, hört nicht, sondern schreibt und liest. Ich habe meine Seele gerettet, indem ich gesagt habe was uns fehlt und wie es seyn sollte: jetzt muß ich mich allerdings einlassen auf das was ist, also auf das Schreiben, auf die Beschreibsamkeit unsrer Nation, da von ihrer Beredsamkeit dermalen nicht viel zu rühmen ist. — Was ich von unsern hochdeutschen korrekten Schriftstellern denke, die sich schon vor dreißig Jahren untereinander zu klassischen Autoren ernannten, die Literatur in allgemeinen deutschen Bibliotheken und gelehrten Zeitungen zu regieren unternahmen, und ihr Zusammentreffen frischweg, und ohne die eigentliche Nation weiter zu fragen, für das goldne Zeitalter der Literatur erklärten, habe ich hinlänglich angezeigt. Wenn wir aber auf die eigentlichen Schriftsteller der Nation sehn, so werden wir genöthigt, sowohl bei uns, als auch bei unsern Nachbarn und in der Literatur überhaupt, zwei sehr verschiedene Formen der Beredsamkeit zu unterscheiden. Ich muß mich der Deutlichkeit wegen auf einen Autor beziehen, der beide Formen in sich vereinigt, auf Göthe. Vergleichen Sie die Beredsamkeit im Werther und im Wilhelm Meister; Sie werden eine große Verschiedenheit wahrnehmen: es ist ein gewisser Kothurn, eine edle Getragenheit in der

Schreibart des Werther, während der Meister, wie das antike Lustspiel, nur auf Socken zu gehen scheint: an Anmuth, Lieblichkeit, Beweglichkeit wird W. Meister den Preiß davon tragen; an Würde, Anstand, einer gewissen allgegenwärtigen Fülle der Brust wird jener Roman mit dem Werther nicht zu vergleichen seyn. Dabei ist freilich nicht zu übersehn, daß der Verfasser des Werther etwas zu tief in dem Ernste des Lebens befangen ist, der Verfasser des Meister hingegen sich etwas zu muthwillig spielend über das Leben erhoben hat; daß jener etwas berauscht unter, dieser etwas allzunüchtern über dem Niveau des ruhigen Lebens steht; daß der Verfasser des Werther etwas zu tief im Räthsel des Lebens verstrickt ist, während der Verfasser des Meister etwas zu keck dem Schicksale seine Netze nachzustricken unternimmt. Es ist nicht zu übersehn, daß Göthe im Werther vielmehr Redner als Dichter ist, obwohl er die Gegenpartei seines Helden und seiner Liebe etwas unrhetorisch in den Schatten stellt, und Albert und die Gesellschaft von Regensburg und die Gesetze der bürgerlichen Ordnung, und alles was in die Schwärmereien des Helden einzugehen strebt, etwas hart behandelt; nicht zu übersehen, daß Göthe im Meister vielmehr Dichter als Redner ist. Aber wir wollen absehn von der Gesinnung des Dichters. Mir scheint es, daß in der Schreibart des Werther und

des W. Meister ein Unterschied sei, wie zwischen J. J. Rousseau und Diderot: niemand wird denselben Kothurn, dieselbe Getragenheit und gehaltene Würde im Rousseau wie im Werther, dagegen etwas dem W. Meister nahe verwandtes, gefälliges, leichtes, bewegliches, belustigendes in der Schreibart des Diderot verkennen. Man muß Deutscher seyn, um die Schreibart des Meister, Franzose, um die Schreibart des Diderot zu empfinden und zu würdigen: indess jeder gebildete Bürger unsers Welttheils empfänglich ist für Werther und Rousseau, und eines wahren Urtheils darüber fähig. Diesen wichtigen Unterschied drücken wir folgendergestalt aus: es giebt zweierlei Federn, die eine Feder, welche sich geflügelt bequemt in allen Wechsel der Zeiten und Gestalten, welche ohne sich grade zu verwandeln, nach Art des Proteus, dennoch nach Maßgabe des Gegenstandes ernst, leicht, außerordentlich, gewöhnlich, tief und oberflächlich, kurz in gewissem Sinne alles das wird was sie darstellt — diese Feder waltet im W. Meister und im Diderot: die andre Feder, die vielmehr wie ein eiserner Stift, wie der *stilus* der Alten geführt wird, der ewige Gefühle und Gedanken, vor allen Dingen aber die ernsthafte Gesinnung des Autors eingraben soll, wie in Wachs oder in Holz und Stein für die Ewigkeit. Wenn die geflügelte Feder vielmehr ihr Gesetz erhält von den Dingen, den Umständen,

von der Natur, also vom Auge des Menschen, so ist es vielmehr die Gesinnung, es ist das Herz, welches die Hand führt, die mit jener zweiten eiser-
nen Feder schreibt. —

Lassen wir Rousseau, Diderot und Göthe, und wählen wir zu unserm Verständniß noch höhere Beispiele: wer erinnert sich nicht jener Feder, die am Schlusse des unübertrefflichsten aller Romane, des Don Quixote, von dem Autor selbst im Bewußtseyn des Gelingens zum Andenken aufgehängt wird; wie eine glorreich geführte Waffe, wie das Schwert, welches der Autor in der Schlacht bei Lepanto trug; kann ich unter meiner geflügelten Feder eine andre gemeint haben als diese, eine geringere als diese; giebt es eine Laune in der Natur, giebt es in dem unendlichen Helldunkel des Lebens irgend eine Schattirung, kann ein menschliches Angesicht in allen seinen Verwandlungen eine Rührung ausdrücken, giebt es eine Temperatur, die das menschliche Herz überhaupt zu ertragen im Stande wäre, von dem Fieberfrost bis zur höchsten Glut der Leidenschaft — welche diese Feder nicht wiederzugeben im Stande wäre? Und doch wiederholt diese Feder nie die Natur, doch erhalten wir nicht das draussen in den Dingen befindliche bloß zum zweitenmale zurück; wir erhalten es wirklich aus der zweiten Hand, mit jener ganz anderen tieferen Verständlichkeit, welche

die Welt annimmt, wenn wir sie widerstralen sehn aus der Seele des Künstlers. Das Kind sucht die Sonne: aber die Sonne blendet; das Kind gewöhnt sich die beleuchtete Natur zu betrachten, aber das unmittelbare Licht der Sonne zu vermeiden. Aber auch die Natur blendet, sie blendet und zerstreut, wenn man sie zu lange betrachtet; wir brauchen einen zweiten, milderer Reflex, und zuletzt wenden wir uns an den Menschen, an den Menschen, den der Stral der Natur erleuchtet, wie der Stral der Sonne die Natur, d. h. an den Künstler; von diesem nun empfangen wir alles zurück verständlich, klar, in der gehörigen Milde und Besänftigung, ohne Blendung, ohne Zerstreuung. Das ist — ich muß es noch einmal wiederholen, was Milton so zart und schön die Eva bitten läßt, als ihr Jehovah die Sprache lehren will: sie bittet, daß sie von Adam lernen dürfe, weil sie ihn besser verstehe. — Diese durch Künstlershand vermenschlichte Welt drückt sich in den Gedanken, in Bildern, in den lebendigen Worten zumal höchst vernehmlich aus; aber selbst die stumme Feder kann durch ihre scheinbar so einförmigen Bewegungen das ausdrücken, was ich beschrieben; sie kann es — denn wir haben den Cervantes. Aber Cervantes vermöchte es nicht allein durch die Feder: daß auch durch die Hand ein Gott reden könne, das eigentlich wissen wir vom Cervantes;

auch die geflügelte Feder muß von einer heiligen Gesinnung geführt werden, wenn sie das Größte verrichten soll, obwohl die Gesinnung selbst nicht herauszutreten braucht.

— Betreffend die andre, die ich die eiserne Feder nannte, so könnte ich Bossuet, ich könnte Macchiavelli citiren; lassen Sie mich indess zurückkehren zu dem, der meinem Herzen, meiner Neigung und aller unserer Sorge am nächsten steht, zu Burke. Die Betrachtungen über die französische Revolution, die man deutsch lesen kann oder englisch, weil die meisterhafte Übersetzung oft zweifelhaft läßt, wem dieses große Werk mehr angehöre, der deutschen Gesinnung oder der brittischen Beredsamkeit, — geben sehr deutlich zu erkennen, was ich die eiserne Feder nenne. Das alte Bild vom Strome gilt insbesondere von dieser Gattung der Schreibart; während die geflügelte Schreibart sich um alle Formen, von allen Seiten her anschmiegt wie die Luft, wie sie eindringt tief in den Stoff, und nach Willkühr ihren eignen Zustand, ihr Wetter verändert, so strömt ewig sich selbst gleich, gleich klar und gleich tief, nach einer Richtung, von einer erhabenen Seite her, wie das Wasser eines Flusses, die andre Schreibart. Es ist in aller Flüssigkeit der Sprache doch eine gewisse, eiserne Richtung darin, die wie ein Pfeil nach bestimmtem Ziele läuft. Ich wünschte recht

verstanden zu werden: ich meine nicht bloß in den Gedanken und in der Gesinnung, wovon ich hier nicht spreche, sondern Wort, Ausdruck, alles was die Feder giebt, ist gerichtet nach einer bestimmten Seite hin; es steht und läuft, wie in Schlachtordnung, dem bestimmten Feinde entgegen; während in der geflügelten Schreibart die Worte sich nach allen Seiten dehnen und biegen und wiegen, frei und spielend gruppiren. Alle Bewegungen der Natur finden sich in der Schreibart des Cervantes wieder, während die des Burke in einer gewissen erhabenen Einförmigkeit hier schäumt und braust, dort mit ruhiger Gewalt fortdringt, und die Gestirne des Himmels milder zurückstrahlt, immer aber deutlich einen gewissen sanftharmonischen Wellenschlag vernehmen läßt.

— Lassen Sie uns von den erhabensten Beispielen zu den nächsten zurückkehren: ist nicht jene geflügelte Feder grade der Reiz aller Schriften, welche von weiblichen Händen herrühren; was bezaubert in den Briefen der Mad. de Sevigné als dieses leise, zärtliche und doch so empfindliche, schmeichelnde und doch so ernste Berühren aller Verhältnisse des Lebens: es ist eine anscheinend beschränkte Welt, in der sich diese Frau bewegt, es sind die Geheimnisse, es sind die Labyrinthe des Herzens, und dann wieder die vielfältigen Kollisionen des Herzens mit der Welt und mit der Gesellschaft, aber wie biegsam

legt sich diese Feder um alle Formen des Lebens her; die Schrift athmet; wie leicht bewegte Lüfte spielen die Worte durcheinander. Eben so die Briefe der Lady Montague: in den deutlichsten Umrissen, wie durch eine recht klare südliche Luft angesehen, erscheinen alle Gegenstände, an denen ihre wunderbare Reise vorüberführt. — Daher ist es den Frauen auch so natürlich, daß sie das eigentlich zwecklose Briefschreiben, das Hin- und Herübertragen stiller Weltanschauungen und jeder Erfahrung des Herzens lieben, während doch die meisten Männer nicht ohne einen tüchtigen Grund die Feder zum Briefe ansetzen: es muß etwas bewegt, von seiner Stelle gebracht, erlangt, erprozessirt werden können, wenn ein männlicher Brief abgehn soll.

— Werden wir nicht auch im Laufe unsrer Untersuchungen über diese wichtige Distinktion der beiden Hauptgattungen der Schreibart zurückgedrängt auf das, was ich Ihnen als Schema aller menschlichen Distinktionen überhaupt auführte: kann ich für den beschwerlichen Ausdruck, geflügelte Feder, einen bezeichnenderen Namen finden, als weibliche Feder, und für die eiserne Feder einen besseren, als männliche Feder. Liegt nicht in der ganzen männlichen Bestimmung dieses Gerichtetseyn in jedem Momente nach einem bestimmten Zweck, mit allen Gedanken, mit allen Fertigkeiten und allen Neigungen der Seele,

während das weibliche Daseyn auf einen engen Raum beschränkt, pflanzenartig, möchte ich sagen, nach allen Seiten hinauswächst, sich sanft beugt unter den Stürmen des Elements, in welchem es lebt, sich nach allen Seiten hinbeugt, nicht unmittelbar eingreift in das Treiben der übrigen Wesen, aber Blüthen und Früchte und Duft im leisen Gange der Jahreszeiten bringt und giebt. —

Dieß ist genau die Empfindung, welche unter allem Getümmel des reichsten, buntesten Lebens Cervantes zurückläßt, am Ende, da wo er die Feder aufhängt neben den Waffen. — Es ist das weibliche, sagen wir es nur gleich gradheraus, das charakteristisch-poetische in der Schreibart des Cervantes, welches den ausgebildeten Mann so anzieht, indess die Frauen, wenn sie ihrer Neigung natürlich folgen, obwohl sie selbst mit der geflügelten Feder schreiben, doch die strengere prosaische Feder lieber lesen werden. Hundert Frauen, die lieber die Clarissa, die Heloise, und den Werther, gegen eine, die lieber den Meister oder den Don Quixote liest. — Wir hätten also wieder das Gebiet der Poesie berührt; auch die Schreibart des Don Quixote oder des W. Meister gehört so wenig als der Gehalt, als der Gedanke dieser Werke in das Gebiet der Beredsamkeit, und wir fänden uns zuletzt beschränkt auf ein durch und durch männliches, ernstes und gleichförmiges

Wesen, wir fänden uns hinausgedrängt aus dem Gebiete der freien Phantasie in das bürgerliche und öffentliche Leben, in den Tumult des Markts und der Ekklesie. Wir mußten um der Gerechtigkeit willen, die unser höchstes Gesetz ist, die beiden Gattungen der Schreibart sondern: denn wie viele Ungerechtigkeit ist begangen worden, da man einerseits von dem Ideal einer gewissen gleichförmigen klassischen Schreibart ausgehend, die romantischen Spiele der poetischen Feder nicht für wahre Kunst der Rede und für Stil hat gelten lassen wollen; und andererseits den Ernst des praktischen Lebens, wie er sich in den schriftlichen Verhandlungen der Bürger und der Völker und der Wissenschaften ausdrückte, neben der poetischen Feder überhaupt für keine Feder anerkennen wollte.

— Auf einer sonderbaren Schwelle zwischen beiden Gattungen, obwohl er den Kothurn, von dem ich sprach, eigentlich nie abgelegt hat, so oft er auch Form und Richtung seines Geistes zu ändern schien, stand ein großer, uns erst vor kurzem entrissener Landsmann, Johannes v. Müller. Er gehört der Beredsamkeit an, er hat in jedem Augenblick seines Lebens männlich nach bestimmten Zwecken gestrebt, aber eine gewisse poetische Empfänglichkeit vermochte ihn so oft sein Ziel zu wechseln, daß er mitunter den falschen Schein eines Dichters

von sich giebt, so sehr die tüchtige Natur solchem Scheine, wie aller Lüge überhaupt, auch innerlich widerstrebte. Es hat sich nicht leicht solch eine Masse — nicht etwa von Kenntnissen, dieser Begriff wäre zu trocken und zu kalt für die Lebenswärme, für die Begeisterung, womit dieser Mann wufste was er wufste — aber von Bildern des Lebens in eine menschliche Seele zusammengedrängt als in ihm. Nicht leicht hat bei einer gewissen Unempfänglichkeit für die Dichter selbst, die ihm eigen war, ein Redner so den Buchstaben der Vorzeit zu beleben, zu ergänzen gewufst als er, nicht leicht hat ein menschliches Ohr die Stimmen des Alterthums so zu unterscheiden gewufst als das seinige. Ich möchte ihn einen Geisterbeschwörer nennen, wie Burke einen Geisterseher der Vorzeit: mit gewissen Formeln von Ruhm, von Freundschaft, von Freiheit, mit einem beständigen Schlachten- und Waffenruf hatte ihn in früher Jugend das Studium der Geschichte angesprochen, gereizt, und leider für sein ganzes Leben bezaubert; mit diesen Formeln, die er nicht ohne eine gewisse Weihe aussprach, lockte er selbst wieder und beschwor die Geister der Vorzeit: es war bei ihm ein Werk mühseliger Arbeit, was bei Burke natürliche Verfassung der Seele; daher wufste Burke die Geister zu rufen und zu entlassen, während Müller sie herabbeschwor, in immer dichteren Massen

um sich her versammelte, bis er zuletzt in dem Gedränge sich selbst verlor. Burke erschienen sie als Geister und gewissermaßen verklärt: dem Johann Müller in einer gewissen ungebührlichen Deutlichkeit, mit einem Schein des gemeinen Lebens und in dessen Farben und Art, so daß sie selbst Platz einnahmen, und die Welt und das Zeitalter verwirrten, worin Müller stand, und sie nicht gehörten.

Der treffliche Mann nannte sein Studium der Geschichte ein Wandeln durch die Jahrhunderte, und meinte, ihm stehe nach Belieben die Rückkehr frei in seine Heimath, und fühlte nicht wie er verwirrt wurde durch die zu grofse Klarheit seines Seelenauges; er zog die Umrisse der einzelnen Gestalten so streng, er wohnte sich, ich möchte sagen, auf jeder Herberge seiner Weltumwanderung gleich so ein, daß er nur mit Schmerz sich davon loszureißen vermochte. So ward sein ganzes Leben eine ununterbrochene Kette heftig ergriffener Freundschaften und bitterer Trennungen; ungebührlicher Hoffnungen und unzeitiger Verzweiflungen. Aufser einem Herzen, das wo er stand gleich Wurzel schlug, und einen Bau anfang wie für ferne Jahrhunderte nach ihm, hatte die Natur ihm das unglückliche Geschenk einer geflügelten Einbildungskraft gegeben, die ihn allzu leicht von einem Lande in das andre, von einem Jahrhundert in das andre trug. Eine Eigenschaft

demnach, die ich vom Redner begehrte, besafs er im Übermafs: das Eingehen in die entgegengesetzte Partei. Dieser Wortredner seines Jahrhunderts mit seinem göttlichen Talent für die Sprache konnte keine grofse Sache, keinen grofsen Prozeß führen, weil er die Gegenpartei allzu heftig auffafste, weil er allzutief einging in das Bedürfnifs und in die Situation des Gegners. Daher seine Unbefangenheit, sein Befremden, wenn man ihm vorwarf, dafs er seine Partei verlasse: Freund und Feind waren in seiner Seele beides treffliche Leute; es gab im Grunde keinen Streit zwischen ihnen, denn sie hatten beide auf gleiche Weise seine Einbildungskraft entzündet und bestochen, und so erscheint er am Rande seines Lebens auf der Seite, gegen die das ganze Wirken der schöneren Hälfte seines Lebens gerichtet war, und es begleitet ihn nichts in den Tod als der rührende Glaube an jenes Wesen, für welches er in seinem reichen Leben keinen andern Namen gefunden hatte, als den unvollständigen Namen der Freundschaft.

Er hatte in allen das Leben, wenigstens den Schlag des Herzens, wenn auch nicht das höhere Leben empfunden, wie sollte er nicht mit dem Glauben sterben, dafs sie sich dereinst untereinander empfinden würden, wenn auch seine schöne Seele blutete, dafs er sie in der Entzweiung zurückliefs,

und daß ihm nicht vergönnt war mit den Herren der Erde Hand in Hand zu wandeln, oder sich mit ihnen auf der Sonnenwolke des Ruhms zu erheben über die Erde. —

Ein großes lehrreiches Beispiel für uns an dieser Stelle unsrer Betrachtungen. Wir haben die Beredsamkeit streng geschieden von der Poesie, wir haben ihr die Flügel genommen, welche wegtragen über Länder, Meere und Zeiten, wir haben sie in die Gegenwart gebannt, auf den Ernst des Lebens, auf bürgerliche Thaten beschränkt: die Beredsamkeit konnte nicht erkennen was sie sei ohne die Poesie, wie der Mann erst im Umgang der Frauen erkennt was er sei. Wir mußten die hergebrachten Theorien der Beredsamkeit verwerfen, weil sie die Beredsamkeit für sich betrachten, absondern von ihrem Gegentheil, lostrennen aus dem Verhältniß zur Poesie.

Aber noch lebendiger als diese todte und kalte Theorie zeigte es das Schicksal des großen Redner-talentes bei Johann von Müller: er kannte, er verstand das Eigenthümliche der Poesie nicht. Hören Sie ihn reden vom Homer, den er bewundert; er greift ihn auf nicht wie einen Dichter, sondern wie einen Redner, mit bestimmten Zwecken der Belehrung, der politischen Begeisterung; das weibliche, in sich selbst geheimnißvolle Wesen der Poesie, die Unabhängigkeit ihrer Erzeugnisse versteht er nicht.

Ich wüßte das ganze Problem, das Räthsel seines Charakters, seine reiche Armuth, seine zaghafte Entschlossenheit, das eilige Verfliegen seiner Begeisterungen, die weichliche Härte seines Stils, seine treulose Treue, und vor allen den Mangel des Geschmacks selbst in seinen vortrefflichsten Werken nicht anders zu erklären. Die Satzungen der Völker interessiren ihn viel mehr als ihre Sitten: nur die Dichtkunst öffnet den Blick in das geheime Hauswesen der Völker, wovon die Geschichten Johannes von Müllers eigentlich keine Kunde geben.

— So viel über die Gebrechen eines großen Mannes: zu unserm Verständniß war ein deutliches Bild dessen, was er gewesen, auch eine Zerlegung seiner Natur nothwendig. Dieses nicht ohne Rührung vollbrachte Geschäft, unter welchem wir alle die in früheren Stunden entworfenen Züge des ächten Redners zusammenzufassen strebten, erinnert uns, nun zu sagen, daß er sein Leben hindurch unter allen Irrthümern das Allerhöchste gewollt, und auch in vielen großen Augenblicken seines thatenreichen Lebens die Nähe des Göttlichen empfunden hat. Es war etwas Prometheisches in ihm: er trug das Feuer des Himmels in seiner Brust, aber die Züge des Göttlichen selbst zu schauen, war ihm versagt; die Kriegeslust der irdischen Mächte kannte und verstand er, aber das Wehen ihres Friedens hat seine unru-

hige Seele eigentlich nie gekühlt. Weil er der Natur selbst ins Antlitz sah, so blendete sie ihn auf allen Wegen: beruhigen kann sie nur, ich wiederhole es, wenn sie widerstrahlt aus der Seele des Künstlers, des Dichters. Burkes gesellschaftliches Leben war getheilt zwischen den Künstlern und den Rednern seines Vaterlandes: kein neuerer Engländer hat den Shakespear und die Dichter des Alterthums verstanden wie er.

VIII.

VON DEM
MORALISCHEN KARAKTER
DES
REDNERS UND DER GEISTLICHEN
BEREDSAMKEIT.

VIII

VON DEM

MORALISCHEN KARAKTER

DES

RECHNERS UND DER GEISTIGEN

BEREICHSAMKEIT.

Die Alten waren des festen Glaubens, nur der gerechte und rechtschaffene Mann könne ein großer Redner seyn: *vir bonus*, ein guter Mann, sagt Quintilian. Worin besteht die Güte des Mannes, als darin, daß er sich gering achtet neben dem Guten, also in dem Glauben an, in dem Leben für ein höheres Gut. Hätte er kein höheres Gut, als sich selbst, so müßte er alles, was ihm widerstrebte, für verwerflich und schlecht halten; er könnte nicht eingehen in die Güte, in die Seele seines Gegentheils; er könnte sich selbst nicht anklagen, also überhaupt nicht sprechen, sich nicht vertheidigen; er könnte nur unterwerfen, aber nicht erheben, nur strafen, aber nicht versöhnen. Die gewaltigste Wendung der Rede, die größte, stolzeste Empfindung des Herzens fehlte ihm, nämlich die freie Demüthigung vor dem Höhern.

Als nach dreißigjähriger unbezahlter Heldenarbeit in den Staatssachen von England Burke von der

Gnade seines Königs für sich und seine Wittwe einen Jahrgehalt empfing — es war wenige Jahre, nachdem er alle Verbindungen seines Herzens England, wie neulich beschrieben, zum Opfer gebracht, und sich mit seinen Ahndungen, seinen Sorgen, und mit den großen Schatten der Vorzeit zurückgezogen hatte erst in den Hintergrund des Parlaments, dann in die Einsamkeit von Beaconsfield, und er nun allein war — wenn man so sagen darf; es war wenige Tage, nachdem der Tod die größte irdische Hoffnung seines Lebens, seinen einzigen Sohn hinweggenommen, und der große Mann nun daniederlag, wie er sich selbst ausdrückte, — wie eine von jenen alten, morschen Eichen, die der letzte Orkan zu Boden gestreckt hatte vor seiner ländlichen Wohnung — als diese finsternen Tage seines Lebens für einen Augenblick erhellt worden waren, mehr dadurch, daß sein königlicher Herr sich seiner in seinem Unglücke hatte erinnern wollen, als durch die freilich sehr nothwendige häusliche Erleichterung — da erhoben sich im Parlamente von England, wohlzumerken in der Abwesenheit Burkes, der forthin auf diesem Schauplatz seiner ehemaligen Größe nicht mehr erschien, also in der Abwesenheit des Angeklagten — Mylords von Bedford und Lauderdale, klagend über die königliche Verschwendung, den Mißbrauch der Staatsgelder, und daß nun der eigentliche Grund der Abtrünnig-

keit Burkes von seinen Freunden und von der alten Sache der Freiheit gefunden sei. —

Der Herzog von Bedford ist bekanntlich durch die Gnade der Vorfahren Sr. Brittischen Majestät der reichste Pair von England; der Graf Lauderdale andererseits ist einer der gelehrtesten Staatswirthe jenes Landes, der folglich über die gerechte Verwendung der öffentlichen Gelder eine Stimme haben mußte. Ein gehöriges Gefühl der Indignation, wie zu erwarten stand, äußerte sich dießmal nicht unter den anwesenden Mitgliedern; die Minister rechtfertigten mit einiger Kälte die königliche Gnade: auch werden selten im englischen Parlament viele Worte verloren über die Angelegenheiten einzelner Personen, nur Burke durfte es wagen, wie wir gesehn, über sich selbst zu sprechen, eben weil, wenn er selbst sprach, fast nicht zu unterscheiden war, was in ihm Burke sei, und was England. So war der Stand der Sachen: die Beleidigung zu groß, die Art der Wunde, eben weil die häuslichen Verhältnisse, weil das ehrenwerthe Geheimniß einer rechtschaffenen bürgerlichen Haushaltung angegriffen wurde, zu schmerzlich, als daß Burke hätte schweigen können.

Er hat geantwortet, er hat sich vertheidigt; dießmal schriftlich, von seiner ländlichen Wohnung aus; keine Sylbe ist verloren gegangen; dieses heilige

Testament seines Geistes, diese kurze Geschichte einer großen Seele, die an doppelter Verletzung hier des Schicksals, dort der eignen Freunde seines Lebens blutete, die, aufgefordert an sich selbst zu denken, von der Güte, von dem Verdienst des eignen Charakters zu sprechen, mit einer gewissen natürlichen, leisen Ungerechtigkeit des Schmerzens anhebt, mit ihrem Doppelschmerz vor unsern Augen kämpft, aber alles überwindet, und zu dem Grundgedanken ihres Wesens, zu dem was größer ist als die eigne Güte, und mächtiger, als aller eigne Schmerz, und als alle Feinde, zu der Idee des Vaterlandes zurückkehrt — liegt in allen ihren Zügen vor uns. —

Es ist als wenn in diesem Briefe an die Lords von Bedford und Lauderdale, einem der letzten Werke des großen und guten Mannes, sich die irdische Beredsamkeit und die göttliche, jene, die auf der Selbstheit, auf der Leidenschaft beruht, diese, welche aus der Güte und der Gerechtigkeit kommt, sich um den Besitz dieses gewaltigen, dieses goldenen Mundes stritten. Burke war diesmal in einer Lage, wo es Pflicht ist an sich selbst zu denken, sich selbst zu loben; seine Persönlichkeit war in ihren Grundfesten angegriffen: in solchem Schmerz und bei solcher Beleidigung ziemt es sich, nichts anderes zu seyn als Mensch; wenn irgendwo, so schickte es sich diesmal, an nichts anderes zu denken, als sich selbst.

Aber wenn er im Anfange dieses Briefes dem Herzoge von Bedford mit gleichen Waffen vergilt, wenn er ihn auf den Stammbaum seiner Familie und seines Reichthums zurückführt, wenn er ihm zeigt wie die Krone von England ihm auf alle nachkommende Generationen schon vorausbezahlt habe, während sie hier nur nachbezahle, dreißigjährige Arbeiten vergelte, überhaupt im ganzen ersten Theil dieses Werkes fühlen wir, daß Burke den Gegner niederwirft, aber wir sehen den großen Redner noch nicht: wir werden mehr bewegt als erhoben, mehr geprefst als überwunden.

— Auch er, wenn er sein arbeitsvolles Leben erwogen, und seinen Sohn betrachtet, habe in aufgeweckten Stunden gehofft eine Art von Familienstifter zu werden in seiner Weise, eine Art von Stammbaum zu eröffnen, seinen Enkeln die Bahn zu ebnen, ihnen einen Namen mitzugeben, dessen die Nation noch spät sich erinnern würde, und vielleicht den Nachkommenden vergelten würde die uneigennützigte Vorarbeit des Ahnherrn. Aber eine höhere Macht, vor deren dunklen Beschlüssen das leichte, flatternde Wesen unsrer Wünsche wie ein Traum verfliegt, hatte anders verordnet, fährt er fort: bei mir ist die Ordnung der Dinge umgekehrt, die nach mir kommen sollten, sind vorangegangen; die mich wie ihren Ahnherrn verehren sollten, nach denen, in

den Wohnungen des Friedens muß ich, gemarterter Greis, sehnsüchtig hinaufschauen wie nach meinem Ahnherrn. Meinen Nachkommen ist nichts zu vergelten, denn ich habe keine mehr: man muß mich selbst bezahlen, die letzten Tage meines Lebens erleichtern, wenn man mir danken will; man thut es reichlich, vielleicht gegen die Grundsätze eurer Staatswirthschaft, aber gewiß nicht gegen die natürliche Ordnung der bürgerlichen Dinge reichlich, da ich ja viel gearbeitet, und nur kurze Zeit und unter Thränen genießen kann. Ist dieß die Sprache gegen meinen königlichen Herrn? unterbricht er sich, — gegen England? dieses Geschwätz von Verdienst, von Bezahlung, von Vergeltung? nichts habe ich gethan, alles ist Gnade, keine Rechnung ist abzuschließen, ich bin der Schuldner, das Vaterland hat von mir zu fordern, ich bin ihm noch die Tage schuldig, die ich zu leben habe, die letzten hinsinkenden Kräfte, die letzten Funken dieses verlöschenden Geistes gehören ihm. Aber das ist die alte Doppelsprache des gebrechlichen Herzens der Menschen: warum soll es jenem frommen Patriarchen der Geduld, dem Hiob anstehn zu schreien über den Schmerz, sich zu widersetzen dem Feinde und der Freundschaft kalter Trostprediger bei aller Demüthigung unter die Rathschlüsse Gottes — und nicht mir. Anders ist die Sprache gegen den Feind, anders gegen

meinen königlichen Wohlthäter und England! — Wenn ich von Verdienst rede, so gilt das dem Herzog von Bedford und nicht England: denn um ihn habe ich es verdient, grade um ihn, der bei geringen Verdiensten und unermesslichen Belohnungen sich wärmt, und wächst und immerfort gedeiht am Strale dieser Sonne der Gerechtigkeit, dieser Verfassung, die ich habe vertheidigen und retten helfen. Es ist die besondere Eigenheit dieser Verfassung, daß beide bestehen durch sie, der müßige Besitzer uralter Rechte, und der schweißbedeckte Arbeiter mit dem sorgenvollen Erwerbe dieser Stunde, daß wir beide bestehn durch sie, er, ein sehr junger Mann mit alten Pensionen, ich, ein alter Mann mit sehr jungen Pensionen. Grade diese Eigenheit der Verfassung habe ich vertheidigt; für seine Meiereien habe ich gesprochen, und für seine Äcker; und gegen die Revolution, die in der Seele ihrer unschuldigsten Freunde ja nur den einen Zweck hat, Arbeit und Verdienst allein zu erheben, und die müßigen Besitzer zu verdrängen. Wer hat denn die Rechte des Herzogs von Bedford vertheidigt, als ich? — Nun verschwindet der Herzog von Bedford, und Burke sich selbst, vor den höheren Gegenständen, die sich aufdrängen, vor den Gefahren, die England bedrohen und die Verfassung; dieses Zion, wie er sie nennt: *templum in modum arcis*, diesen Tempel in Gestalt einer Burg:

Gegenstände, sagt er, gegen die er, und sein Schmerz, und seine Feinde, und selbst der Herzog von Bedford mit allen seinen Feldern, und Schlössern, und Reichthümern viel zu gering seien.

Es ist eine gewisse Region der Tugend, sage ich, eine gewisse Bergesluft der Gerechtigkeit, worin der grofse Redner athmen mufs, wenn die eigentliche Rede beginnen soll: diese Rede kommt, diese Region hat Burke erreicht, er hat sich hindurchgearbeitet durch die Zuckungen des Schmerzes, durch das Gedränge seines Kummers, durch die Angriffe der Persönlichkeit: die Nothwehr, die mehr schlagen mufs als sprechen, weil sie keine Zeit hat zum sprechen, ist zu Ende an der Stelle dieser göttlichen Rede wo ich sie abbreche, weil sie selbst vorliegt, und für sich selbst besser sprechen wird, als ich in der Beschreibung vermöchte. Ich höre den Ton, worin sie gesprochen wurde, als der grofse Mann sie niederschrieb, weil ich manche Zeit meines Lebens damit zugebracht habe, nachzuempfinden, wenn es möglich wäre, wie ihm zu Muthe gewesen: ich habe den Ton zu beschreiben unternommen, in welchem diese Rede gelesen werden mufs, und die leidensvolle, dunkle Stimmung des Gemüths, aus welcher dieser Sturm der Beredsamkeit hervorbricht. Die tugendhafte Klarheit, in die sich zuletzt alles auflöst, läfst sich nur sehn, nicht beschreiben: ich

wünsche Deutschland Glück, dafs es auch dieses Werk des göttlichen Redners in seiner eignen Sprache besitzt. Befremdlich ist, dafs es nicht schon im Jahre 1797 unmittelbar bei seinem Erscheinen tausenden von unsern taubstummen Sprachgenossen die Zunge gelöst und das Ohr entbunden hat. Mir wenigstens wurde dabei zu Muth, als könne ich auch sprechen.

Diese Rede, besser als irgend ein andres Werk unsrer Mitwelt, deutlicher und lebhafter als irgend eines der Vorwelt, zeigt wie niemand für sich selbst, sondern nur im Namen des höheren, und für ein höheres Gut sprechen könne. Ich habe mit Bedacht ein Beispiel gewählt, wo der Redner gedrängt wird von sich selbst zu sprechen, wo seine Persönlichkeit und ihre Rechtfertigung allein im Spiel zu seyn schien: denn wie wir überhaupt dem Göttlichen, nicht durch ein Entsagen des Menschlichen dienen können, sondern das Höhere erst recht zu merken anfangen unter Leiden, d. h. wenn wir unser persönliches Wesen am tiefsten und gründlichsten empfinden, wie wir die Höhe erst recht merken neben der Tiefe, so entwickelt sich auch das Göttliche der Rede erst recht inmitten der menschlichsten Angelegenheiten und Schmerzen. Es mufs vieles zu verzehren seyn, Untergeordnetes, Persönliches, Irdisches — wenn sich diese Flamme entzünden soll.

Auch die Tugend des Redners kann nur eine streitende seyn. Ich will ihn auf Knieen sehn vor dem höheren Gute, sage ich, aber zugleich aller geringeren Güter und Sorgen sich bewußt: diese Forderung ergeht an den geistlichen Redner so gut als an den weltlichen. In keine unnatürliche Stellung könnte sich der Redner versetzen, als wenn es bei ihm Grundsatz würde, von seiner eignen Persönlichkeit zu abstrahiren, und diese ganz aus dem Spiel zu lassen. Es ist genau eben so untugendhaft sich selbst zu vergessen, als des Göttlichen: ich kann euch das Göttliche nicht zeigen, muß der Redner denken, als durch die Stralen, die es auf mich geworfen hat; das Licht an sich läßt sich nicht weitergeben, nicht zeigen als allein in dem erleuchteten Gegenstande, und der erleuchtete Gegenstand bin ich, ist meine Persönlichkeit. Je tiefer dieser Glanz hereinscheint in die Angelegenheiten meiner Person, je eigenthümlicher der Stral sich bricht in meinem Herzen, um so begreiflicher wird die Bewandniß, die es mit dem Lichte hat: wozu überhaupt ständen wir in dieser dunkelnden Welt, und hätten nur Farben und Schatten, aber kein Licht, wozu wiese uns die Sonne geblendet zurück, wenn wir sie selbst betrachten wollen, wenn sich das Licht nicht besser verstehen liefse in den gefärbten Schatten, als in sich selbst. Die klarste, sorgloseste Stirn würde einen

toten Schimmer zurückgeben gegen das Lebenslicht, welches in jener Vertheidigungsrede aus dem finstern, zerrissenen, zerschmetterten Herzen Burkes hervorbricht. Deutlicher wird die Heiligkeit dieses Redners in seiner Behandlung dieser allerweltlichsten, dieser Geldangelegenheit, als sie es in der unmittelbaren Behandlung der heiligsten Ideen nicht werden könnte. —

Wer kennt nicht die berühmte Rede Bossuets auf den Tod des großen Condé, womit der Redner die Reihe seiner Gedächtnisreden beschloß? Ich will nicht weiter reden zum Andenken großer Verstorbener, sagt er: „au lieu de déplorer la mort des autres, grand Prince! dorénavant je veux apprendre de vous à rendre la mienne sainte. Heureux, si averti par ces cheveux blancs du compte, que je dois rendre de mon administration, je reserve au troupeau, que je dois nourrir de la parole de vie, les restes d'une voix, qui tombe, et d'une ardeur, qui s'éteint.“ Ist dies ein bloßes rhetorisches Kunststück, ist es ein bloßer Abgang, wie man im Theater jene nichtswürdigen Herausforderungen des Beifalls nennt, wenn das Kunststück des Schauspielers in den Augenblick hineingedrängt ist, wo er die Bühne verlassen soll, wenn eine Reihe von Sentenzen mit einer gewissen tragischen Pointe beschlossen wird, und es eigentlich vielmehr auf den Schrecken

der Zuhörer bei dem plötzlichen Abreißen der Rede, als auf die wahre Wirkung abgesehn ist? Die Wendung des Bossuet ist schön, weil sie natürlich ist, sie ist erhaben, weil sie so menschlich ist: wie Burke von sich ausgeht und in den höheren Gegenständen verloren schließt, so kehrt Bossuet von dem erhabenen Gegenstande, davon er ausging, still in sich selbst zurück. Wir empfinden in beiden Fällen gleich lebhaft, daß uns genuggethan wird, wir empfangen das Göttliche und Menschliche zugleich; beides ist unsre Heimath; aus welchem in das andre wir zurückkehren mögen, immer empfängt uns eine wohlbekannte, eingewohnte Heimath, und dieses befriedigt uns.

Das ist die wohlthätige Spur, welche alle ächte Beredsamkeit in uns zurückläßt; das Allgemeine und Besondre, das Höhere und das Niedre, der Himmel und die Erde haben sich berührt: der Redner schweigt, wir finden uns wieder in den bekannten Thälern dieser Erde, wir verweilen noch immer in besonderen, wohnen noch immer hier in den Niederungen, aber ein himmlischer Thau ist zurückgeblieben, beglänzt die Erde, und wenn er auch sanft verduftet, indem die Geschäfte der Erde uns fortreiben, so bleibt doch unser ganzes Daseyn auf lange Zeit erfrischt. — Darum ist die gewaltigste Wendung der Rede, wie ich im Anfang sagte, die freie Demüthigung vor dem

Höheren, und der Mensch überhaupt nie unwiderstehlicher und mächtiger als in seiner Demuth: je tiefer er sich beugt vor den himmlischen Mächten, um so weniger vermag die gemeine Gewalt dieser Erde über ihn. Darum giebt es im Grunde keine andre Beredsamkeit als die göttliche; und die göttlichste ist keine andre als die allermenschlichste; das im Munde führen, das Auseinanderzerren des Göttlichen an sich, das breite Sichauslassen und Abhandeln und Sichvernehmenlassen von den göttlichen Dingen an sich ist eben so unnatürlich und unrednerisch, als das egoistische Verweilen in den eigennützigen Interessen dieses Lebens. Auf dem Wege, der hinaufführt, wie wir an Burke, auf dem Wege, der hinabführt, wie wir an Bossuet gesehn, ist das Wesentliche der Beredsamkeit zu ergreifen; weder oben allein noch unten allein ist es zu finden.

— — Es kann Ihnen nicht entgangen seyn, daß der Gegenstand meiner heutigen Betrachtung die Kanzelberedsamkeit ist, die heilige Kunst der Massillon, Flechier und Bourdaloue: das Wesentliche derselben ist schon erörtert, bevor der Ort erwähnt ist, nach welchen die heilige Beredsamkeit ihren Namen führt. Es ist eine der beneidenswerthesten, aber auch leider eine der entweihtesten Stellen dieser Welt. Könnte es eine gröfsere Bestimmung geben, als die, das Vorrecht der Menschheit, die Rede an-

zuwenden auf die besonders ernsthaften Gelegenheiten des Lebens, den Menschen zu empfangen und zu begrüßen bei seinem Eintritt in die Welt mit der Kraft des Wortes, ihn mit derselbigen zu begleiten durch alle Hauptstationen des Lebens und bis über das Grab hinaus; auch da ihm noch nachzurufen die Abschiedsgrüße dieser Erde, auszusprechen den Gedanken seines Herzens, zusammenzufassen, möchte ich sagen, alle Rede seines Lebens in den einzigen Nachruf; im Namen des Abgeschiedenen zurückzusprechen an die Lebendigen; hinauf- und herunterzureichen, nach diesseits und jenseits herüber zu sprechen, zu versöhnen die Unverträglichkeiten der höheren und niederen Dinge ein ganzes Leben hindurch: die Lebendigen zu rufen, die Todten zu beklagen, die Blitze des Schicksals zu brechen mit menschlichem, wie die Glocke unsers Dichters mit ihrem metallnen Munde? —

Kann nun, frage ich, die flache Moral, welche wir an dieser Stelle meistentheils erhalten, und die verderblicher ist als der Anblick des Lasters selbst, weil sie den Wohlgeschmack der Tugend verwässert, weil sie allen Stachel der Seele abstumpft, weil sie das muthige, lebenslustige Herz hinausscheucht aus den Wohnungen des Heiligen, und nur die mattschmerzliche Feigheit sich gegen den Schein und Folgen des Lasters sicherstellen lehrt; kann die geschmückte

Magerkeit angewöhnter Formeln, kann das leicht übertünchte Skelett einer todten Abhandlung irgend eine jener großen Bestimmungen erfüllen? — Statt des Himmels empfangen wir eine zusammengeschrumpfte Erde; statt des Göttlichen empfangen wir etwas, von dem sich nichts weiter sagen läßt, als dafs es unweltlich, nicht einmal weltlich ist; statt des Geistigen etwas das unkörperlich oder vielmehr auch nicht einmal körperlich ist. Lassen wir dieses Unwesen; erkennen und erheben wir die wenigen, welche die Würde der Kanzel behaupten; und fragen wir, was sind die Hauptstücke der geistlichen Beredsamkeit? —

Ermüden Sie nicht, ich muß mich wiederholen; die beiden Hauptstücke sind, das eine: anzuklagen die eigne Anschauung des Göttlichen, die man in sich trägt, die immer noch nicht groß, immer noch nicht menschlich genug ist, die immer wieder verzehrt werden muß und reiner hervorgehn aus ihrer Asche; das andre: die noch seltnere Kunst, erlauben Sie mir den Ausdruck, Brücken zu schlagen über den breiten Strom, der die weltlichen Angelegenheiten des Menschen von seinen ewigen trennt, die Kunst Thüren durchzubrechen in die übersteinerten Herzen. —

Was soll ich, sagt das gesunde Weltkind, mit

eurer breiten und starren Auseinanderlegung geistlicher Dinge: das Heiligste, wenn die Lebenswärme daraus entwichen und es kalt geworden ist — widersteht mir grade wie das Gemeinste, was mir keinen Eindruck des Lebens giebt: mir widersteht es grade weil es wärmer, weil es lebendiger seyn sollte, — und weil es durch ein menschliches Herz hindurchgegangen, und dort, grade dort erkaltet ist. Ich will es glauben, dafs was ihr mir sagt herkommt aus dem Buche des Lebens selbst, dafs ihr eure Weisheit da heraus geschrieben, da heraus filtrirt habt: mich aber berührt sie nicht, ich verstehe sie nicht, wie ihr sie gebt. Seht ihr zu wie ihr euch in todtten Formeln erbaut: wie ihr es anstellt begreife ich nicht; ich verstehe nicht, was todt ist: ich suche das Leben mir auf, und fände ich es im Allergemeinsten, so erbaut mich das besser als eure Beredsamkeit. Wohl- an, zu überreden versteht ihr mich nicht; den Sturm, der in mir braust, beschwören könnt ihr nicht; zwingen? lasse ich mich nicht, denn ohne freie Anerkennung, ohne die innere Einwilligung meines Herzens kann das Göttliche für mich nun überhaupt gar nicht bestehn. Was? und ihr für eure Person wäret nunmehr fertig mit euren Glauben, ihr hättet ihn abgemacht, während ich ihn noch nicht angefangen? euch wäre ohne euer Verdienst zum ruhigen Besitz gegeben, was mir Kämpfenden versagt ist? ihr wäret

fertig mit dem Zweifel, ihr hättet die Ruhe eures Lebens beigesteckt, unter Schloß und Riegel gebracht, wie irgend ein andres Besitzstück, und ich sollte fortringen mit den Gebrechlichkeiten, den Reizungen und den Widerwärtigkeiten der Welt, fortringen mit den Täuschungen der Sinne, den Labyrinthen des Verstandes und den Irrthümern eines gutwilligen Herzens? — Es war überhaupt nicht viel zu beruhigen in euch, Freunde, wenn ihr schon fertig seid! Seid Vorfechter des Glaubens, so will ich euch nachfechten: was mich bekehren soll, das muß ich streiten sehn! — Ich glaube an den Zusammenhang der menschlichen Dinge; es mag einen göttlichen Gedanken geben, der sie untereinander alle verbindet und beruhigt, aber die menschlichen Dinge schreiten fort, umstalten sich in unendlichen neuen und unerwarteten Bildungen, sie wollen also immer von neuem angeknüpft seyn an den Einen göttlichen Gedanken, und das geschieht nicht ohne Schmerz und Kampf: die Dinge wollen unabhängig bleiben, für sich bestehn, sie sind eifersüchtig, sie wollen auch außer dem Zusammenhange mit dem göttlichen Gedanken gefallen; man muß sie bändigen durch Gewalt und Reitz. Gesezt, ich brächte dir mein zerrissenes, und ich läugne es nicht, rebellisches Herz, und ich bäte dich, du möchtest es anknüpfen an das Ewige, versöhnen mit demselben: wie wolltest du denn dieses Herz

angreifen, dessen Neigungen und Sprache du nicht verstehst, und die du einer höchst unnatürlichen Leidenschaft für das Schlechte und Böse in mir zuschreibst? Wie sollte ich, damit ich mich der Worte eines großen Heiligen bediene, ausgehn können durch deine Thür, wenn du nicht einzu-
gehn verstehst durch die Meinige?

— Das sind die Forderungen der Zeit an den geistlichen Redner, darum sage ich 1) er soll sich anzuklagen, mit sich selbst zu kämpfen, die Sprache der Gegenpartei zu führen wissen, kurz er soll den Teufel verstehn und den Zweifel; er soll das Geheimniß verstehn, wie es möglich ist, daß ein menschliches Herz abfalle von seiner Bestimmung; er soll die Welt kennen, und alle die irdischen Ketten, welche, bald aus Blumen, bald aus Eisen geflochten, unsre Herzen bestreiten; — er soll die Götzen dieser Welt verstehn, in deren Dienst umhergeschächtert sich der geängstete Mensch zu entschädigen versucht für das Entbehren des Göttlichen. Allerdings giebt es Augenblicke im Leben, wo die Seele, vorbereitet durch langen Kampf, nur das Wort des Räthsels braucht um jenes Göttliche zu erkennen; wo sie ein gewisses Ahndungsvermögen erworben hat unter mannichfaltigen Leiden, und nun durch die kälteste Beredsamkeit, durch den vertrocknetsten

Buchstaben hindurch die Lebensader wahrnimmt; und wo ein Wort, ein Name noch so leise, noch so flüchtig und unabsichtlich ausgesprochen, den ganzen zerrütteten Gesichtskreis des Menschen in seine Fugen rücken kann. —

Ich habe ein solches Vertrauen in die Gewalt der Rede, und weiß aus den Erfahrungen der Geschichte her sehr wohl was ich sage, daß in den äußeren Weltumständen selbst ohne daß wir es ahndeten ein unsichtbares Zusammenneigen, Sichberühren und Versöhnen statt finden könnte, und daß irgend ein einziges Wort dann nur in dem rechten Augenblicke ausgesprochen, die zerrüttete Welt selbst in ihr altes Gelenk wieder einrichten könnte: mit einem ähnlichen Vertrauen spricht Burke in seinem Briefe an Elliot über die Macht des Einzelnen, Verlassensten, Gebeugtesten durch die Rede. — Aber solche Wirkungen streitlos, solche Wunder mit dem bloßen Worte des Friedens hervorzubringen, muß die Befriedigung der Welt in dem Herzen dessen, der das Wort ausspricht, schon kämpfend vollzogen seyn, damit er die Beredsamkeit ersetze durch die Vorbereitung und Wahl des glücklichen Augenblicks. Immer will das Wort ergänzt seyn durch die That, diese möge nun außer dem Worte oder in dem Worte leben und wirken. Das wahre Sprechen also ist eine

wirkliche That: und es sind solche rednerische Thaten, die ich von der Kanzelberedsamkeit verlange.

Sie soll 2) Brücken zu schlagen wissen aus einem Herzen in das andre, und über den Strom, der die Gebiete der beiden Herren trennt, zwischen denen meistens unser Herz getheilt ist. In jedem Hauswesen, in jedem Herzen walten leider zwei Herren statt des Einen; das ökonomische Gesetz des Lebens und die höhere, überirdische Forderung der Seele sind uneins miteinander; die Bedürfnisse des Augenblicks verdrängen, übertäuben, unterdrücken das ewige Verlangen des Menschen. Fruchtloses Bestreben dieses zu wecken und zu stillen, ohne jene und den Kampf mit ihnen zu verstehn! —

Meine ich aber, daß der Geistliche wirklicher Arzt werden soll, und Landwirth und Kaufmann? Es giebt ein heiliges Eingehn in diese Dinge, in ihre Wesenheit, ohne daß man Hand anzulegen braucht, und die Schlacken und den ganzen Umstand der Gewerbe zu berühren. Es giebt eine heilige Versatilität des Geistes, eine Füglichkeit desselben, die niemand weniger entbehren kann, als der Redner: das war die Meisterschaft Burkes. Es war ein Mann, sagte Dr. Goldsmith, der, wenn er des Regens wegen zufällig untertrat in dem Flur eines Hauses, und dort den letzten Reitknecht vorfand, und einige Worte mit

ihm wechselte, denselbigen Reitknecht in der Überzeugung zurückliefs, dafs er mit dem ersten Stallmeister der Welt gesprochen habe. — Es war ein Mann, füge ich hinzu, der seine Seele hinaufsteigern konnte, dafs sie die Seele eines ganzen Volks zu seyn schien, und der sie wieder einzuschmiegen wufste in den beschränktesten Gesichtskreis des Einzelnen. Er war ein Baumeister solcher Brücken, die ich verlangt habe: jedes Herz war ihm zugänglich; darum ist er uns allen, entferntesten selbst wieder so zugänglich, so verständlich, so nahe: niemandem näher, als dem wahren geistlichen Redner, der ganze Jahre nicht bereuen wird, die er in dem Studium dieses unvergleichlichen Mannes und seiner Werke zugebracht hat. In den Werken Burkes finden sie die Angelegenheiten der Welt, den Streit der hohen irdischen Interessen, den sie nicht ungestraft versäumen dürfen, schon zugerichtet, schon zubereitet für den heiligen Gebrauch. Der Staat in seiner Seele, wie in seinen Schriften ist eine *arx in modum templi*, eine Burg in Tempelsgestalt. Man verweilt mit ihm wie in der Vorhalle eines Heiligthums; unberührt, unbefleckt von dem gemeinen Anfluge des Lebens sieht man hinaus über den Markt der Welt; man lernt verstehn die irdischen Mächte, man lernt was dasselbe sagt, sie versöhnen untereinander und mit dem Göttlichen. Im Laufe dieser Werke,

die Augen gerichtet auf die Gegenstände, welche er behandelt, wird man fortgerissen in die Dialektik, in den kriegerischen Gang seines Geistes und seiner Rede, und bleibt dennoch ruhig angeschlossen an sein großes Herz.

IX.

VON DER
NEUEREN SCHRIFTSTELLEREI
DER DEUTSCHEN.

IX.

VON DER

NEUEREN SCHRIFTSTELLE

DER DEUTSCHEN.

Die in unsern Tagen am weitesten verbreitete Anwendung der Redekunst ist die Schriftstellerei. Es ist bekannt, daß wenn im Laufe des Jahres Italien etwa 500, Frankreich 700, England 800, so Deutschland auf seinen Messen zwischen 2 und 3000 neue Schriften ans Licht bringt. Die bei weitem größte Anzahl dieser Schriften ist entstanden, nicht etwa weil der Autor eine besondre Veranlassung hatte zu reden, nicht weil irgend eine große Angelegenheit des Augenblicks ihn drängte, sondern weil er sich einmal auf dieses oder jenes Fach menschlicher Wissenschaft gelegt hat und voraussetzt, daß die Welt in einer gewissen gespannten Erwartung sei, überhaupt zu vernehmen, was er eigentlich meine; ferner haben unzählige Bücher gar keine andre Veranlassung ihres Erscheinens anzuführen, als daß dieser und jener Gegenstand, wie sie sich ausdrücken, noch nicht bearbeitet sei. Man hört sehr häufig in den öffentlichen Blättern den Wunsch aussprechen: Möchte sich doch der und der Unterrichtete ent-

schliessen, dieses noch völlig unbearbeitete Feld der Literatur zu bebauen, oder diese und jene bedeutende Lücke unserer Literatur auszufüllen. Ja es hat Literatoren in Deutschland gegeben, die, während andre die Kenntniss dessen was geschrieben war, zu dem Geschäfte ihres Lebens machten, sich hauptsächlich darauf verlegten, aufzufinden worüber nicht geschrieben worden sei, aufzufordern, Gegenstände unter den Fufs zu geben, piquante Titel zu erfinden, um den Schriftsteller zu reizen, oder den Buchhändler anzutreiben, dafs er wieder den Schriftsteller, wenn nicht durch den Ehrgeiz, doch durch anderweite Mittel reize. Diefs sind nun freilich Spekulationen des Gewerbes: indess da jede Spekulation ein Bedürfniss und einen Markt voraussetzt, so müssen auch die Gründe dieser unnatürlichen Erscheinungen nicht in den Schriftstellern und im Buchhandel, sondern in der Nation selbst gesucht werden.

Wir nähren nämlich in Deutschland die dunkle Vorstellung von einem grossen geistigen Flächeninhalte unsers Landes, von einem literarischen Areal, das wie der wirkliche Boden unsers Landes auf den höchsten Grad der Kultur getrieben werden, und wo eigentlich kein Fleck unbenutzt bleiben sollte. Der deutsche Patriot hat seine stille Freude darüber, dafs überhaupt geschrieben wird, dafs eine so und so grosse Anzahl von Federn, wie der Staatswirth,

dafs so und so viel Pflüge in Bewegung sind: nicht grade weil er lesen will, sondern es gehört überhaupt zu dem vollständigen Gefühl seiner Behaglichkeit, dafs auch dieses Gewerbe, dieser grofse Zweig der Industrie noch immer in Blüthe stehe; defshalb braucht er gelehrte Zeitungen, die ihn augenscheinlich überzeugen, dafs noch alles im alten Gange sei, dafs doch eigentlich kein Feld ganz brache liege, und dafs der und der wackre und würdige Gelehrte nicht feire: kurz er hat eine allgemeine, väterliche Freude an der literarischen Geschäftigkeit.

— — Ich bin überzeugt, dafs Sie mir in Erwägung dieses unnatürlichen Zustandes nachträglich verzeihen die Klage, welche ich über die Erfolge der Buchdruckerkunst zumal als Deutscher in einer früheren Stunde zu führen genöthigt war. Wenn sich eine Art des Despotismus entschuldigen liesse, so wäre es sicher die, welche das unanständige Gewerbe der Schriftstellerei einer strengen Zucht unterwürfe: selbst in dem glücklichsten Falle, wo grofse, neue und ergreifende Gedanken durch die Presse mitgetheilt werden, stände dem rechtlichen Mann immer frei zu fragen: aber während in allen übrigen Geschäften des Lebens die Mittel und Ursachen in einigem Verhältnisse stehen müssen zur Wirkung, und grofse Wirkungen immer grofse Thaten, die freien und kräftigen Anwendungen grofser Mittel voraus-

setzen, soll hier ein so leichtes, ich möchte sagen feiges Mittel, als die Presse, allgemeine Wirkungen auf den Gang des menschlichen Geistes äussern, die Geister regieren, antreiben, entzünden? Es wäre der Welt besser geholfen, wenn der, der einen neuen, grossen Gedanken gedacht hätte, genöthigt wäre, ihn praktisch in allerhand lebendigen Stoff auszudrücken, oder doch ihn durch die lebendige Rede mitzutheilen: der Gedanke würde sich allmählicher, aber tiefsinniger, gründlicher, anwendbarer ausgesprochen, verbreiten; während er jetzt körperlos in flachen Blättern umherfliegt, vielmehr durch äusseren Glanz und Schein als durch seinen Gehalt wirkt, und von dem Pöbel schon zertreten ist, wenn er endlich durch das Besprechen der Nation eine gewisse innre Reife erlangt hat.

Ich muß oft die Phrase hören: ich bewundere den Muth dieses oder jenes Schriftstellers! Wenn man doch ein grosses Wort, welches auf die Schlachtfelder und in die grossen Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens hingehört, immer aber nur an seiner Stelle ist, da, wo mit der Persönlichkeit selbst gezahlt werden muß, nicht auf das bequemste Geschäft des Lebens anwenden möchte. Eben dieser einsame Muth in den Studierstuben und unter der Druckerpresse, dieses unedle Sichhinaufsteigern zu einer Tapferkeit, die keinen Feind gegen sich über

hat, und die noch überdies, wenn sie etwa ganze Stände oder gar Nationen angreift, allen einzelnen die Thüre zum entwischen vorsichtig offen läßt — hat uns um den höheren Muth bringen helfen. Jeder grofse Entschluß, den dieses Zeitalter eingeben möchte, findet sich gleichsam parodirt durch irgend einen solchen literarischen Spiegelfechter, der ihn schon in Gedanken und auf dem Papiere ausgeführt hat: die kurzsichtigen Zeitgenossen setzten diese papierne Thaten mit den wirklichen Thaten in eine Reihe; auf dem Papiere nimmt sich die Sache freundlicher und bequemer aus; dem Helden der Feder ist in Gedanken leichter nachzufechten als dem wirklichen Helden: der Sporn der Thaten, der Stachel eines gerechten Hasses stumpft sich ab, und in den besseren Seelen bleibt eine Gleichgültigkeit gegen das öffentliche Leben überhaupt zurück, weil ein einziges Gewerbe über Verdienst und ohne Mühe öffentlich ist, und alle anderen Wege in den Gang des öffentlichen Lebens einzugreifen mit Beschwerden und Mühseeligkeiten überladen sind.

Glücklicherweise muß zuletzt das ganze Unwesen sich in sich selbst zerstören; die Fabel von der Wirkung der Schriftstellerei, die eigentlich viel mehr gewirkt hat, als die Schriftstellerei selbst, wie denn sogar in den ersten Tagen der Revolution das Gerücht von dem Einfluß der Autoren auf den Gang

der Dinge immer noch viel größern Einfluß auf die Gemüther gehabt hat, als die Autoren selbst, wird allmählich zu einem Gespötte des Zeitalters; wir fragen uns: hat denn wirklich in jenen früheren Zeiten, wo auch wir dem Jahrhundert unsern Tribut an Irrthümern bezahlten, irgend eine Lektüre uns bestimmt, war es denn ein Schriftsteller, der uns verführte: hatten wir unsern flachen Materialismus von Helvetius, unsre Gleichgültigkeit gegen Glauben und Autorität von Voltaire, unsre geschminkte Philanthropie von Raynal, unsre Vorstellungen von Freiheit und Verfassung von Montesquieu, oder lag nicht die Ursach jener Irrthümer vielmehr in den ganzen Verhältnissen jener Zeit, in ihrer Luft, möchte ich sagen; es war eine schreckliche Epidemie der Geister, die wir in völliger Unwissenheit über ihren Ursprung und ihre näheren Veranlassungen nicht grade den Gestirnen, aber doch jenen literarischen Meteoren zuschrieben: es ist eine demüthigende, aber wahre Bemerkung, daß wir Freiheitsschwindler solche geistige Despoten wie Voltaire, Rousseau und Raynal brauchten, um die eigne Freiheitswuth zu erklären, daß wir Freigeister doch wieder der Götzen nicht entbehren konnten, um nur zu erklären, wie wir in den Unglauben verfallen waren.

Die Schriftsteller hatten allerdings einen großen und mächtigen Einfluß auf jene Zeiten, weil sie so

genau im Niveau derselbigen standen: es war keine Kleinigkeit, der Vorzug, sagen zu dürfen was so viele dachten, und die Einförmigkeit der Geister wie mit einem Zauberschlage zur Einheit und Einigkeit dieser Geister zu erheben. Aber untersuchen Sie es genauer, der Name dieser Rädelsführer des Jahrhunderts, und daß man überhaupt nur wufste, daß sie geschrieben hatten, wirkte eigentlich vielmehr als ihre Schriften, die vielweniger gelesen als gekauft, vielweniger gekauft als gepriesen, vielweniger gepriesen als kalt und mechanisch zu einer Art von Stempel oder Signatur aller Gedanken des Jahrhunderts, wie durch allgemeine Übereinkunft, gebraucht worden sind.

— Nachdem wir aber die Sage von der Wirkung dieser Schriftsteller auf ihr gehöriges Maf zurückgeführt, so können wir allerdings nicht in Abrede seyn, daß sie auf einzelne Geister eine Macht ausübten, die der, welche die lebendige Rede mit sich führt, sehr nahe kam. Es waren gesprochene Schriften, sie hatten eine anständige, glänzende, geschliffene äußere Form, sie waren aus dem Mittelpunkte der europäischen Gesellschaft hervorgegangen; sie gehörten durch und durch in das Gebiet der Beredsamkeit. Die Beifallsbezeugungen von ganz Europa, der Antheil der aufgeklärtesten Souverains des Jahrhunderts Josephs, Friedrichs und der Katha-

rina, die, wenn auch nicht eben Gönner der geistlichen Macht, doch durch ihr Betragen gegen jene französischen Autoren eine geistige Macht, aufser und neben ihren Thronen feierlich anerkannten, illustirten die Schriftstellerei überhaupt; man fing mancherlei über eine Republik der Gelehrten zu denken und zu träumen an; es schien für das eigentliche Talent eine Laufbahn ganz aufserhalb den bürgerlichen Verhältnissen und ihren Beschwerden eröffnet, eine Lotterie der Talente, in der Voltaire das große Loos gezogen hatte, und, was die Nachkommenden nur sehr allmählich einsehen wollten, für sie nur einige geringere und sehr viele Nieten zurückgeblieben waren. —

Dieses auf einem fast zufälligen Wege entdeckte Reich der literarischen Macht ward von den vielen bei seiner Fortdauer interessirten Personen nach und nach wirklich organisirt: man brauchte Vorfahren, eine Art von Vorzeit für die neue Republik: die großen Autoren andrer Nationen und früherer Zeiten, wiewohl sie in ganz andern Intentionen, für ganz andre Zwecke geschrieben, und in einem völlig verschiedenen Verhältnisse zu ihren Lesern gestanden hatten, wurden mit Gewalt herbeigezogen; es wurden, wie zu einer Art von Hofstaat, ihre vornehmen Nahmen versammelt, wie später die Antiken in Paris: nicht was sie gesagt oder gedacht, vielmehr ihre Cele-

brität brauchte man, um dem neuen Stande die gehörige Würde zu geben. Die Gewerbe des Buchdrucks und Buchhandels bildeten die ökonomische Grundlage des neuen Staates: die Gelehrten selbst den Stand der Patricier. Es geschah aber bald was in der Geschichte nicht ohne Vorgang war; die Ökonomie trug über den Geist, das Gewerbe über den Adel den Sieg davon: die ihre Hand der mechanischen Besorgung übergaben, die das praktische übernommen und getrieben hatten, fingen sich an zu fühlen; wenige Jahre verflossen, so waren sie die Patronen, und die bisherigen Patricier die Klienten. So wie Mirabeau eine Fabrik gekauft und in den *tiers état* übergegangen war, als das Übergewicht dieses Standes entschieden war; so sahen wir zuletzt die Gelehrten selbst zu Buchhändlern werden, und diese eingebildete Republik so gut als die meisten wirklichen, in allgemeiner Armuth, Niedergeschlagenheit, Ohnmacht und Anarchie endigen.

— — Wenn ich es deutlich gemacht hätte, wie durch diesen unnatürlichen Zustand die Erziehung der ganzen gegenwärtigen Generation verwirrt worden ist, so würde ich mir kein geringes Verdienst zuschreiben. Wie hat das Namensverzeichniß, der Schematismus — denn mehr war es nicht — jenes literarischen Hofstaats, den man uns, wie zur Anfeuerung unsres Ehrgeizes in unsrer Jugend vorhielt,

wie hat der Glanz des Namens, von dem wir schon absichtlich geblendet wurden, als wir noch kein einziges praktisches oder literarisches Verdienst zu beurtheilen wußten, unsre Jugend verderbt; wie hat dieser literarische Olymp mit seinen sogenannten großen Männern uns die wahren Muster, die wahren Götter und Helden der Geschichte verdeckt; wie hat dieser imaginäre Staat uns abgewendet von der gründlichen Erwägung des wirklichen. Der Lohn, der Ehrenkranz aller Werke, zumal der schriftstellerischen, wurde uns unaufhörlich vor Augen gehalten, selbiger wo möglich in Zahlen ästimirt, so daß wir über die Betrachtung der unzähligen großen Loose, die allen Wissenschaften und Künsten ausgesteckt zu seyn schienen, nie auch nur zum Einsatz kamen, und daß wir grade in der Zeit, wo die Beredsamkeit zu einem Weltgewerbe wurde, und alle Talente in Beschlag zu nehmen schien, im eigentlichen Sinne des Worts das Sprechen verlernten. Alle Ehren der Welt, allen schon an sich überhäuften Lohn jener französischen, literarischen Oligarchen zusammen genommen, häuften wir im Traum über unsern Scheitel, und so begann dann unsre lasterhafte Jugend mit dem, was sie am Ende der rühmlichsten Laufbahn immer noch weit über alles gedenkbare Verdienst würde belohnt haben.

— — Indefs schon jetzt ist dieses alles ganz

anders: es ist eine Antiquität, wovon wir gesprochen haben: es wird bald dahin gekommen seyn, daß wir mit allen Flügeln der Buchdruckerkunst nicht weiter reichen, als mit der gewöhnlichen Stimme; und mit aller Vervielfältigung unsrer Geistesprodukte weiter reichen, als mit einem gewöhnlichen Brief. Die Noth hat bereits hinlänglich, wenn auch noch nicht an höhere, doch an nähere Bedürfnisse erinnert; jeder Einzelne hat sich die Kraft zugetraut für die Presse zu schreiben, und das Zeitalter auf seine Weise in Bewegung zu setzen, und in dem Maße, als sich die Anzahl der Schreibenden der Anzahl der Lesenden nähert, oder als jene diese übertrifft, legt sich das Schreiben von selbst, und der vermeintlich so mächtige Hebel der Geister, die Buchdruckerkunst, der so thöricht gepriesen als gefürchtet worden ist, tritt zuletzt in die Reihe der gewöhnlichen Kopiermaschinen zurück, und dient nur noch für die Zeitungen, Gelegenheitsschriften und Affichen des Tages fort, wo er allerdings unter der übrigen Maschinerie unsres heutigen Lebens ehrenvolle Auszeichnung verdient; so daß der Despotismus etwas lächerlich erscheinen würde, der jetzt noch ein großes Gewicht auf die ganze Anstalt legen wollte, die nur durch ungebührliche Besorgnisse von Seiten der Regierenden einige Bedeutung erhalten könnte. — Diesen Ausgang der Sache übersehen wir jetzt, aber

merkwürdig ist allerdings, daß der gute Genius von Östreich auch hier, wie in so vielen andern Fällen, mit dem eigentlich wesentlichen Gange der Dinge Schritt gehalten hat: daß er, so lange die Presse Bedeutung hatte, sie beschränkte, und jetzt, wo man dieses unschuldig gewordene Instrument ohne Gefahr sich selbst und seiner eignen Ohnmacht überlassen darf, ihr die Freiheit läßt, die eigentlich niemanden mehr beeinträchtigen kann.

— Nichtsdestoweniger wird noch immerfort geschrieben und gedruckt werden, höre ich einwenden! — Allerdings, aber nur die ganz großen Autoritäten, die in allen Jahrhunderten haben sprechen dürfen, werden durchdringen und allein reden: ihnen werden die Vortheile der Buchdruckerkunst zu gute kommen. Das Instrument selbst ist im Laufe der letzten Jahre auf den Gipfel der technischen Vollendung gebracht worden; so bleibt es, so gehört es dem ganzen Geschlechte: eine flache Philosophie, wie die des Voltaire oder des Helvetius wird es nie wieder für sich anwenden dürfen; Gedanken, Ansichten, *bon mots* über heilige Dinge in Europa mit Windesschnelle umherzutragen wird es nie wieder dienen: die Gedanken fliegen schon von selbst umher auf allen Gassen, man braucht nur zu athmen, um sie zu haben; seine gehörige Weltansicht hat jeder Schülknabe; und das Scherzen über sehr heilige und

ernsthafte Dinge? Dafür lassen wir den Hunger sorgen, und die Theurung, und den Krieg, und andre uralte scherzvertreibende Mittel. Durch die Buchdruckerkunst wird in der Folge der Zeiten nur wirken können, der, was er sagen wird, vorher ausgesprochen, erlitten, erlebt haben wird; es wird nur wirken können, was wirken wird, wie die lebendige That selbst; denn es gehörte eine künstliche Appretur der Geister, eine verdrehte, verzerrte Bildung eines ganzen Geschlechts dazu, daß jenes allgemeine Wohlgefallen an einer Bücherwelt, an körperlosen Gedanken, an einem wesenlosen Flattern des Verstandes, an einem unrifslosen Farbenspiel der Phantasie über uns kommen konnte; alles dieß wird und kann nie wieder kommen. Die Buchdruckerkunst bleibt: kein Mächtiger der Erde darf es vergessen; in kleinen Händen ist sie nichts, aber in den Händen der ganz Tüchtigen, derer, die das Leben selbst geschmiedet, und das Leben demnach selbst schon in sich tragen, denen deßhalb auch der Buchstabe gehorcht, ist sie furchtbarer als je; noch heut können Millionen Geister von dem rechten Feldherrn, wenn er kommt, wie mit einem Schlage ihr Lösungswort erhalten; noch heut findet das Leidende, Duldende, Unterdrückte ein Einreichungsprotokoll eröffnet, das ihre Appellation unmittelbar an die Menschheit selbst, und auch sicherlich wie alle

ungerochene Ungerechtigkeit an die Richter der Nachwelt bringt.

— — Wem kann dieser Gang der Sache zu Gute kommen, als der eigentlichen Beredsamkeit. Es wird nur gedruckt werden, was gesprochen worden: die Druckerkunst wird nur gelten als eine dienende Beihülfe für die eigentliche rednerische That. — Man liest die officiellen Schriften, die von Staatsbehörden kommen, wie es sich ziemt, schon heute mit einem ganz andern Auge, mit einer gewissen tiefer gehenden Aufmerksamkeit, als das übrige noch so geistreiche Privatgeschwätz in Büchern. So wie nun der brittische Leser eine Rede von Pitt, Burke, Fox und andern wirklichen Autoritäten mit einem ganz andern Eifer ergreift, als was irgend ein glänzendes jüngerer Talent geschrieben, das sich noch nicht zu der Öffentlichkeit und Officialität jener großen Charaktere erhoben hat, wie er das Buch ganz anders anfasset, und die Lettern in seine Seele hineindrücken läßt, und sich leidend verhält, während er bei der Lektüre andrer Schriften dieselbige Seele zwischen den Zeiten spielen und einfügen läßt, was ihr beifällt — diese alte Würde des geschriebenen Wortes muß auch bei uns zurückkommen. Nur dem in jenem Sinne des Wortes öffentlichen, nur der Officialität selbst, die jeder erlangen kann, wer mit Gehorsam und Fleiß einer großen Sache, wenn auch

nicht grade einer Regierung dient, wird jenes Zaubermittel der Öffentlichkeit, die Buchdruckerkunst selbst, zu Gebote stehn: nur wer schon die Ohren eines Volks bereit findet, weil es ihn kennt, seine Persönlichkeit, seine Thaten oder doch seine Gesinnung, wird durch die Presse reden dürfen.

Das Höhere, Prophetische, Umfassende, was allerdings einzelne verborgene Geister der Nachwelt zu sagen haben, weil die Gegenwart zu tief in sich selbst befangen ist, um sie zu verstehn, lebt im Manuscript eben so sicher fort; so sicher als die Werke des Homer oder des Platon wandeln sie durch die Stürme der Jahrhunderte hindurch. Die Commentarien des Cäsar haben das Triumvirat, und alle Proscriptionen, und alle Barbaren in wehrlosen Rollen überlebt: der Weltgeist ist im Bunde mit allen empfundenen, großen, gottähnlichen Dingen; aus dem Schutte versunkener Städte treten sie zur rechten Zeit ans Licht: an die Nachwelt gelangt jede ordentliche Adresse, und keinen zuverlässigeren Boten an sie giebt es, als den eigenen Genius eines großen Werkes. Aber auch für die Gegenwart ist das Werk besser besorgt in der Abschrift als im Druck: niemand liest weniger, als der selbst viel Bücher hat, oder die Zuversicht, daß er jederzeit erreichen kann was er braucht. Alles dieß würde beim Manuscript wegfallen: die Hauptsache aber wäre: es würde mehr

vorgelesen, also dem Geiste des Autors mehr nachgesprochen; er gefiele wenigen, diesen dafür aber auch desto mehr.

So wird es seyn: die Excesse in der Anwendung der Schrift, der Buchdruckerkunst und des Metallgeldes sind zu Ende; alle ächten Vorthelle dieser großen Erfindungen verbleiben uns; die Lösung der Folgezeiten wird seyn: Rede und Schrift, Manuscripte und gedruckte Bücher; Metallgeld und persönliche Dienste oder Papier, welches sie ersetzt.

— Ich war mir und Ihnen den Beweis schuldig, daß es sehr an der Zeit ist über das Wesen der Beredsamkeit zu sprechen, da wir an der Schwelle eines Jahrhunderts stehn, mit welchem sich ein ganz neues, oder vielmehr das ganz alte Feld für die Beredsamkeit eröffnet: ich glaube nicht, daß man mit den gewöhnlichen Tugenden einer fertigen Feder, eines gewählten Ausdrucks, eines sogenannten blühenden Stils durch dieses Jahrhundert hindurch kommt; ich glaube nicht, daß man auf den Flügeln des sogenannten schriftstellerischen Ruhms sehr tief in die Zeit hineinkommen wird, welche sich eröffnet; ich glaube nicht, daß unter den 10000 Namen lebender deutscher Schriftsteller in Meusels gelehrtem Deutschland viele seyn werden, welche sich dieses Jahrhundert merken, oder gar welche es lesen, oder vollends nach welchen es sich richten wird. Ich

war ferner den Beweis schuldig, daß ich es nicht allein bin, der etwa aus Paradoxie, oder weil er grade durch vielfältiges lautes Lesen deutsche Worte artikuliren gelernt hat, worin sein ganzes Verdienst besteht, auf die Kultur der Rede dringt, vielmehr daß die Zeit und die unglücklichen Folgen des stummen schriftlichen Lebens, zumal unsrer Nation, viel lauter daran erinnern, als es der gutgesinnteste Einzelne vermag.

Der Wunderglaube an die edlen Metalle und an die Presse, der noch vor zwanzig Jahren die Gemüther dergestalt beherrschte, daß er allen andern Wunderglauben der früheren Welt abgelöst zu haben schien, ist zu Ende: kein Montecuculi der Nachwelt wird sagen dürfen, das erste Requisit des Krieges ist Geld, das zweite Geld, das dritte Geld; kein Friedrich der Nachwelt wird sagen dürfen, wer den letzten Thaler in der Tasche behalte, werde siegen; kein Voltaire der Nachwelt wird ohne irgend eine große That eine Weltherrschaft über die Meinungen bloß mit der Buchdruckerkunst durchzusetzen unternehmen. Buchdruckerkunst und Metallgeld haben ihre Macht verloren durch den Mißbrauch: mächtig sind diese wie alle anderen Hilfsmittel der Menschheit, nur durch das Maß und die Schranken, in welchen sie gebraucht werden, mächtig nur neben den andern Dingen, welche sie in unsrer ausschweifenden Zeit

zu verdrängen unternommen haben. Alle die von den Wundern der Buchdruckerkunst früher Bezauberten werden erstaunen über die ganz andern Wunder dieser Kunst, wenn das Manuscript erst wieder in seine Rechte getreten seyn wird. Besonders nachtheilig wurde die Buchdruckerkunst den Werken der Poesie, die, da sie der Ewigkeit angehören, wenn das Interesse der Neuheit vorüber war, nun, in der Vervielfältigung des Drucks, nun um so sichrer in den Bibliotheken vergraben wurden, wie wir vor zehn Jahren empfanden, als Schiller und Friedrich Schlegel uns nach langer Zeit zuerst wieder sagten, was es mit der Poesie für eine Bewandniß habe, und welche unermeßliche Schätze zumal das Mittelalter in unsere Bibliotheken niedergelegt.

Die Art der Öffentlichkeit, welche die Poesie durch die Buchdruckerkunst erhalten hat, macht auf mich einen widrigen Eindruck, etwa als wenn: eine Frau auf dem Forum, auf dem Markte öffentliche Reden vor Tausenden halten wollte, wie ich denn auch die Reden geistreicher Frauen viel lieber in zierlichen Abschriften lesen würde, als in dem Druck, wozu sie leider jetzt verdammt sind, da es nur diesen Einen Weg giebt, mit den verwandten Geistern ferner Zeiten und Örter zu sprechen. Der Poesie und ihrem weiblichen Wesen ist das häusliche Wesen der Abschrift viel angemessener, als der Druck für

alle Welt, die nicht lesen kann, und die es doch für eine Gewissenspflicht hält, grade über das am strengsten zu urtheilen, was sie am wenigsten versteht.

— — Die Buchdruckerkunst demnach gehört vielmehr der Beredsamkeit an als der Poesie: sie ist ein Mittel die gewaltigen Schläge der Rede über entfernte Gegenden und Zeiten fortzupflanzen, obgleich man auch hier gestehn muß, daß sich die eigentliche Wirkung nach Maßgabe der Entfernung, wie die Wellenkreise im ruhigen Strome, welche das Schiff zieht, nach und nach in weiterer Entfernung schwächer und schwächer werden, verhält. Die Werke Voltaire's, Rousseaus, Raynals bestätigen diese Behauptung, wenn man untersuchen will, wie sie in Frankreich und wie sie in Deutschland wirkten: für Frankreich scheinen sie gesprochen, für Deutschland nur geschrieben, für die glücklicheren entlegeneren Länder eigentlich nur gedruckt.

— — Aber was soll ich sagen zur Entschädigung, zur Rechtfertigung jenes stummen Treibens unsrer Nation, worin sie sich nun einmal so lange gefallen hat; jenes Fleißes, der versammelt hat was alle Jahrhunderte geschrieben, erläutert, erklärt, corrigirt, kompilirt. Sie erinnern Sich der 10000 Stummen, von denen ich im Anfange dieser Vorlesungen gesprochen: war es doch nicht vielleicht zu hart sie anzuklagen, da sie sich nicht verantworten können?

Die ganze Erscheinung erklärt sich sehr natürlich. Es gab in der Zeit vor und auch noch lange nach Erfindung der Buchdruckerkunst eine sehr fleißige Gattung von Menschen, welche dem mühseligen und höchst verdienstlichen Geschäft des Abschreibens und Revidirens und Korrigirens ihr Leben bestimmten. Dieses heilige, würdige Geschäft der Erhaltung der tiefsinnigsten Spur, der Pflege und Verwaltung des erheblichsten Nachlasses, welche ein Jahrhundert dem andern zurückliefs; ein Geschäft, welches keinen andern ähnlichen Dienst bei den Heiligthümern der Menschheit an Bedeutung nachstand — kam durch die Buchdruckerkunst in Abnahme, fiel in Verachtung: und es kam über diesen ehrenwerthen Stand der hoffärthige Geist der eignen, originalen Autorschaft. So entwickelte sich dann allmählig das beschriebene Unwesen: der Autorschaft selbst waren sie nicht näher gerückt durch die überkommene Eitelkeit; also entweiheten sie nur die ehrwürdige alte Bestimmung, und die Autoren, welche sie extrahirten und kompilirten, durch den Schein einer Würde, die unbeschadet ihres eignen Ansehns ehemals nur den schmückte, der sie ganz unabhängig unter großen Thaten und Leiden erworben hatte, der zu sprechen und zu leben wufste noch aufer dem Schreiben.

— — Die wohlthätigste, erfreuliche Empfindung, welche die Erinnerung an die Excesse der verflossenen

Zeiten zurückläßt, ist die, daß auch das Mafs der Ausschweifung schon überschritten ist, daß also die Dinge zurückmüssen in ihre natürlichen Schranken. Weil also die schriftstellerischen Excesse, zumal in Deutschland, das Mafs ihrer Ausschweifung schon wirklich überschritten haben, so geht es zurück zur Ordnung der Natur, zur lebendigen Rede. Früher darin erinnert zu haben ist verdienstlich — besonders um der Erziehung willen, damit man nicht mit veralteten Unarten, mit völlig unnützen Künsten eine Generation quäle, der wir wahrscheinlich nicht viel mehr als die Erfahrungen unsrer Leiden und Irrthümer zu hinterlassen haben werden.

Zeitpunkt, ist dies, daß auch das Maß der
Anschwellung schon überschritten ist, daß also die
Dinge zurückweisen in ihre natürlichen Schranken;
Voll also die schriftliche Excesse, zumal in
Deutschland, das Maß ihrer Anschwellung schon
wirklich überschritten haben, so geht es nicht zu
Ordnung der Natur, zur lebendigen Rede.
Früher denn erinnert zu haben ist verdienstlich —
besonders um der Erklärung willen; damit man nicht
mit veralteten Urteilen, aus völlig unrichtigen Gründen
eine Concession mache, der wir wahrnehmen nicht
viel mehr als die Erfahrungen unserer Leiden und Ir-
thümer zu hinterlassen haben wollen. —

X.

VON DER

KANZLEI - GESCHÄFTS-

UND

HISTORISCHEN BEREDSAMKEIT.

X.

VON DER

KANZLEI - GESCHÄFTS -

UND

HISTORISCHEN BEFRIEDSAMKEIT

WOL

Nachdem wir die Beredsamkeit in ihren Beziehungen auf die Kanzel und auf die Schriftstellerei erwogen, würde nunmehr zu erwägen seyn, was sie mit Rücksicht auf das Staats- und Geschäftsleben sei und wirke. Die gerichtliche Beredsamkeit, der man in unsern Tagen nach dem Beispiele der brittischen Staatsverfassung wieder einigen Einfluß zu vergönnen angefangen hat, ist nur ein Theil dessen, was ich meine. Der Staatsmann in allen gedenkbaren Funktionen seines großen Berufs agirt als Richter, indem ihm zwei streitende Parteien unterworfen sind, deren Interesse er zu versöhnen hat, aber auch wieder als Anwalt, indem er sein Departement, seinen Geschäftszweig gegen die übrigen, oder seinen Staat gegen die Nachbarstaaten zu vertreten hat: wie nun die gerichtliche Beredsamkeit nach Maßgabe der Stellung des Redners sich in die beiden Gattungen der richterlichen und der parteilichen Beredsamkeit theilt, so würde, wie es sich von selbst versteht, die

gesamnte politische Beredsamkeit eine blofse Erweiterung der gerichtlichen seyn, und nach demselben Eintheilungsgrunde in zwei Hauptgattungen zerfallen müssen. Die Stellung des Anwaltes würde beiden, dem Erskine und dem Burke gemeinschaftlich seyn, wenn auch jener nur Individuen, dieser nichts geringeres als Amerika, Ostindien, Grofsbritannien selbst, ja den alten gesellschaftlichen Zustand von Europa zu vertreten hätte: die Stellung des Richters würde beiden, dem Lord Mansfield und dem jüngeren Pitt gemeinschaftlich seyn, wenn auch jener als Oberrichter nur die Händel der Privatpersonen, dieser dagegen die gesammten streitenden Kräfte einer grofsen Monarchie zu vertragen und zu vermitteln hätte.

— Wir haben im Laufe dieser Vorlesungen an keiner Stelle der Poesie vergessen: wir wären sicher von unsrer Bahn gewichen, hätten unsers eignen Geschlechts vergessen, hätten den Standpunkt für unsre Untersuchungen und uns selbst verloren, ohne jenes leitende Gestirn, das, wenn auch nur Stral aus einer andern Welt, dennoch das ganze irdische Treiben der Beredsamkeit ordnen, und ganz wie die Gestirne, den rednerischen Geschäften die Richtung und das Maß mittheilen mußte. Sie erinnern Sich jener dritten seligen Stelle über dem Gewühl der irdischen Parteien, welche wir als den Wohnsitz und die Heimath des Dichters anerkennen mußten!

Wir überzeugten uns, daß die Poesie kein einzelnes irdisches Interesse mehr als Anwalt zu vertreten habe, daß sie ohne bestimmten Zweck, ohne gemeins Ziel ihrer Thätigkeit wie die Frauen, bloß die Verewigung des ganzen Geschlechts und aller seiner Heiligthümer im Auge habe. Sollte nun nicht der Staatsmann, der Richter, da er ja gleichfalls über den Parteien schwebt, und das Glück des Einzelnen nie abgesondert als Parteiangelegenheit, sondern nur wie es aus der Seligkeit des ganzen Gemeinwesens hervorgeht, betrachten darf, im Wesen eins seyn mit dem Dichter, und die ganze Unterscheidung nur in der Unvollkommenheit und Unreinheit unsrer Gesinnung, die den Ernst und das Spiel nicht zu vertragen, und das Gedicht nicht von der Erdichtung abzusondern weiß, ihren Grund haben? Es ist wahr, nur in der gemeinen, thierischen Region des politischen Lebens sind der Staatsmann und der Dichter unverträglich: sie scheinen sich zu nähern und zu versöhnen, je höher das Leben steigt; sie erkennen sich: in welchem Bade soll sich die Seele des großen Staatsmanns erfrischen als im Bade der Poesie? Wenn ungeheure Sorgen ihn von sich selbst loszureißen und mit sich selbst zu entzweien, wenn die Lockungen des Ruhms und aller irdischen Größe ihn in sich selbst zu verstricken drohn, was soll hier die Knoten lösen, dort das Getrennte sanft verknüpfen?

Braucht nicht Alexander den Homer, um die brausende Seele nur die wenigen Jahre festzuhalten, die sein ungeheures Daseyn dauert? Was soll denn denjenigen mäßigen, von dem die irdischen Dinge ihr Mafs erwarten? Was soll den selbst erziehn, dem ganze Völker zur Erziehung übergeben sind? In seinem Geschlechte ist er der grölste, und alles von ihm abhängig; hier ist er selbst der Ausflufs aller Gnade, alles Lohns, aller Beruhigung. Es mufs etwas geben, ein andres Geschlecht; seines Gleichen, und doch unendlich verschieden von ihm, welches dem Himmel näher steht und ihn schwebend erhält in seiner Höhe, ihn selbst wieder belohnt, beruhigt, und für dessen Wirken es im ganzen Umkreise der irdischen Dinge kein Gleichniß giebt als die Mutter oder die Hausfrau.

Wir reden von der Beredsamkeit, welche die erste unter allen Funktionen des Helden und Staatsmanns ist, wie denn alle Kräfte am letzten Orte doch nur bewegt werden durch das Wort: und so können wir jenes andre, heilige Geschlecht, dessen Begleitung wir bedürfen, nicht zweckmäßiger bezeichnen als durch das Gegentheil der Beredsamkeit, durch die Poesie: handelten wir vom Staate oder vom Fürsten, wie Macchiavelli, so würden wir es anders nennen, nämlich Religion, die Fürstin, Königin, in deren Gefolge die wahre Poesie aller Zeiten aufge-

treten ist, wie denn überhaupt der Charakter der Poesie nicht aufrecht zu erhalten, ihr Geschlecht nicht zu behaupten ist, ohne die Religion, welche demnach, beiläufig gesagt, die letzte und reinste Quelle auch des Geschmacks ist, den wir von der Poesie entlehnen, und wie eine gute Gewohnheit auf das Gebiet der Beredsamkeit hinübertragen mußten, um ihrer fragmentarischen Wirksamkeit Form und Haltung zu geben. —

— Es fragt sich nun, geht der Staatsmann-Redner ganz über in den Dichter? Und da es keinen andern Umgang, keine Gemeinschaft für ihn giebt, da er sogar nach Art der Poesie in einer gewissen seligen Unbefangenheit über dem Kampfe der Parteien schweben soll — verliert er nicht den eigenthümlichen rhetorischen Geschlechtscharakter? Und sollte nicht der gewisse blühende Stil und lebhafter Vortrag, den unsre Zeit nicht bloß an den angehenden Geschäftsmännern rühmt, sondern überhaupt an die Stelle des alten trocknen Kanzleistils setzen möchte, eine Spur seyn, daß sich die politische Beredsamkeit wirklich zu vermischen anfangt mit, daß sie überzugehen anfangt in die Poesie? —

Ich glaube nicht, daß ein reines Gefühl durch eine größere Geschmacklosigkeit beleidigt werden könne, als durch eine poetische Phrase in Staatschriften. Ja die Lebhaftigkeit selbst hat in einem

richterlichen Urtheil, oder überall wo der Staat selbst spricht, etwas anstößiges: je höher der Staatsmann gestellt ist, je mehr er sich also erhebt, ich möchte sagen zum Niveau der Poesie, je mehr er meiner Voraussetzung nach des Umgangs der Poesie bedarf, um so mehr verlangt ein unbestechliches Gefühl in uns, daß die Poesie selbst in seinen Werken nirgends wahrzunehmen sei, als allein unsichtbar zu spüren in dem Geschmack, der in seiner Lage eben die Poesie ausschließt. Wir lassen uns viel lieber von ihm einige Trockenheit und Steifheit gefallen, wiewohl diese eben so wenig der Karakter des Geschäftsstils ist, als etwa die Magerkeit der Karakter der männlichen Form.

Dieses richtige, wenigstens unüberwindliche Gefühl scheint anzudeuten, daß bei aller Verträglichkeit zwischen der politischen Beredsamkeit und der Poesie, dennoch die Geschiedenheit zwischen beiden fort dauern müsse, und daß die Beredsamkeit grade um so rhetorischer, um so prosaischer werden müsse, je mehr sie sich der Poesie hingebe, und je vertrauter sie werde mit ihr. Sie sehen, daß dieses wunderbare Verhältniß, mit dessen Erörterung sich bis jetzt die Kritik nur selten befaßt hat, unerklärt bleiben würde, wenn ich nicht durch den Lauf dieser Vorlesungen das einzige Gleichniß angewendet hätte, welches in dem ganzen Gebiete der menschlichen

Angelegenheiten dafür vorhanden war, das Verhältniß der beiden Geschlechter. Grade in demselben Maße als das Bedürfniß des weiblichen Umgangs wächst, tritt der männliche Charakter deutlicher ans Licht: und ich behaupte, daß die wahre Poesie an dem Stil der Staatsschriften, die George Rex unterzeichnet sind, und die als unbedingtes erstes Muster dieser Art ausgezeichnet zu werden verdienen, dieselbige Freude hat, die eine ächte Frau in der Betrachtung des wahrhaft männlichen Charakters empfindet.

— — Die beiden Hauptgebiete der menschlichen Wirksamkeit, das häusliche und das öffentliche Leben, wollen eben mit einander bestehn: eines ist nicht ohne das andre. Das Gesetz, die Frucht des öffentlichen Lebens, ist nichts ohne die Sitte, welche aus dem häuslichen hervorgeht. Das häusliche Leben, die Familie, darin die Frau herrscht, ist an keine Zeit gebunden, ist in gewissem Sinne ganz unabhängig von der Zeit, ist immer vollendet und geschlossen, hat keinen äußeren Zweck, als das Leben selbst, die Erhaltung, die Pflege des Lebens, eben so wie die Poesie. Das öffentliche Leben, der Wirkungskreis des Mannes, ist nie vollendet, ist aber streng an Zeit und Ort gebunden: es sollen bestimmte Wirkungen mit bestimmten Mitteln hervorgebracht werden; es soll ein Haus gebaut werden aus ganzen

Nationen, ja der Menschheit selbst, worin die Poesie oder die Religion walten soll, wie die Hausmutter in der Familie. Diefes aber ist das Geschäft des ganzen Geschlechts: der einzelne Mann, nur vorübergehender Arbeiter in dem ewigen Bau; sein eigentlicher Lohn kann nicht in den bestimmten Erfolgen seiner Wirksamkeit liegen, die immer unvollendet bleibt; das Mafs des Werkes kann nicht aus dem Werke genommen werden, welches nie fertig vor ihm dastehen kann. Woher nimmt er es? als aus dem von dem seinigen ganz verschiedenen Wirken der Hausmutter: dieses bildet in engem Raume, eben so wie die Poesie, das ganze Leben und die Bestimmung des Geschlechts ab — und so erhält er aus einer ganz andern Sphäre den Glauben, die Hoffnung, die Liebe, kurz den eigentlichen Geist seines Werkes, den Geschmack, den Sinn, worin es getrieben werden mufs.

Der ohnmächtige, vergängliche Arbeiter an einem ewigen Werke müfste verzweifeln in seinem hoffnungslosen Geschäft, wenn er allein stände: das erhabenste Staatsgeschäft wäre Festungsbau, Galeerenarbeit, ohne die prophetische Beruhigung, welche das häusliche Leben gewährt, dieses beständig aufgeschlagene, sehr leserliche Buch über die Bestimmung des ganzen Geschlechts.

Alles Leben des Mannes, und alle Kräfte der Beredsamkeit sind gerichtet auf die Gesetze, auf jene großen fragmentarischen Ausdrücke des Allgemeingültigen, welches das Leben und die Thaten der Nationen hinterlassen: immer ist an ihnen zu verändern, zu verbessern: wo aber, da das Ziel unsichtbar ist, soll die Richtschnur herkommen für die Verbesserung? Es ist die Sitte, es ist der Geist der Familie und des häuslichen Lebens, welche über die Ungewißheit des Ausgangs erhebt, welche die Wolken der Zukunft, die über den Erfolgen der männlichen Bestrebungen ruhen, zerstreut, und die Bürgschaften der fernsten Nachwelt für unsre Unternehmungen herbeibringt. Abschreiben lassen sich die Sitten nicht, auch lassen sich nicht unmittelbare Verfassungen der Völker daraus schneiden, so wenig man, wenn die Beredsamkeit verfallen ist, wie bei uns, sie durch einen Raub poetischer Phrasen, blühender Formen und kühner Wendungen ersetzen kann: Völker, die den Geist der Sitte nicht zu schonen wissen, oder die Sitten verloren haben, werden nichts gewinnen dadurch, daß sie selbige verordnen wie Gesetze: Sitte und Gesetz, häusliches und öffentliches Leben, die weibliche Wirksamkeit und die männliche, kurz die Beredsamkeit und die Poesie, durch deren Mund sich alle diese wesentlichen Unterschiede erhalten und befestigen, müssen alle ihren

Geschlechtscharakter behaupten, wenn sie einander dienen und beruhigen sollen.

— Wenn also das häusliche Leben und das öffentliche von einander gerissen sind, wie in unserm Jahrhundert, wenn das Privatleben und die Poesie weichlich, ohnmächtig auf der einen Seite danieder liegt; das öffentliche Leben und seine Offenbarung, die Beredsamkeit hart, steif und rauh auf abgesondertem Wege geht, so ist nichts gewonnen dadurch, daß man sie vermischt, aus der Beredsamkeit und Poesie, aus der Sitte und dem Gesetz ein drittes geschlechtsloses zu bereiten sucht. Vielmehr, man muß sie sondern, ihre Eigenthümlichkeiten streng unterscheiden: in Ansehung der Poesie und der Beredsamkeit hat die Kritik mir dieses wichtige Geschäft überlassen. Man muß sie unterscheiden für immer, so daß sie für immer nach engerer Vereinigung streben können: diess war nur möglich nach dem Schema, nach dem Muster der beiden Geschlechter. Wie die Beredsamkeit der künftigen Jahrhunderte, zumal Deutschlands, beschaffen seyn werde, weiß ich nicht: so wenig als ich von den politischen Formen der Zukunft und dieses theuren Vaterlandes weiß. Auch ich bin ein Arbeiter in jenem großen Bau: die Gegenwart ist mein Erbtheil; aber Richtung und Maß empfangen ich von jenem weiblichen, mütterlichen, heiligen Wesen, welches das häusliche Leben anord-

net, uns durch alle verwickelten Geschäfte des Lebens begleitet, alle Räthsel des Lebens löst, die Abwesenheit der zukünftigen Dinge ersetzt, und durch die feindselige Freundschaft, in der es mit mir lebt, mich mir selbst bewußt macht. Alle Beredsamkeit ist fragmentarisch, wie alle Arbeit des öffentlichen Lebens: ich würde mit Verdruss mich selbst sprechen hören, wie mit Verzweiflung mein eignes Werk betrachten; wenn sich der Geist des Ganzen nicht mir ewig offenbarte in der Poesie und in dem häuslichen Leben.

— Wenn also der Staatsmann, der Richter über dem Streit der Parteien schwebt, so befindet er sich immer noch nicht auf jener seligen Höhe des Dichters oder der Hausfrau über einem Ganzen: er hört deshalb nicht auf selbst Partei zu seyn, er steht immerfort inmitten eines unvollendeten Werkes, und hätte er nicht mit Feinden oder Rebellen zu thun, ist denn nicht die Zukunft selbst eine ungeheure Gegenpartei, muß er nicht ganz nach Art des Redners unaufhörlich anklagen die Gegenwart, für die er wirken und sorgen will, und Partei nehmen grade für die Geschlechter, die nachkommen, und die er noch nicht kennt? Der Staatsmann ist in unzähligen Beziehungen Richter, in eben so viel anderen aber auch wieder Anwalt und Partei.

Wir werden also die politische Beredsamkeit ein-

theilen können in die beiden Gattungen der richterlichen und der parteilichen. Ich habe schon früher angedeutet, daß ich für das höchste Muster in jener den jüngeren Pitt, in dieser Burken halten würde, — wie überhaupt in England beide Gattungen auf das bestimmteste und deutlichste abgesondert erscheinen. Wo im Namen des Staates gesprochen wird, habe ich bemerkt, müsse jede poetische Wendung einerseits, und alle parteiliche Lebhaftigkeit andererseits vermieden, also nur mit richterlicher Ruhe und Einfachheit gesprochen werden. Hier nun könnte man mich erinnern an jene außerordentlichen Lagen der Völker, wo alle Kräfte versammelt und begeistert werden müssen, um das Ganze zu retten, wo der Staat selbst Partei wird und werden soll, wo die ganze Macht nach Einer Seite hin gerichtet werden soll. Auch da, könnte man fragen, sollen Staatsschriften nicht den ruhigen Gang, die Einfachheit ihres Karakters verläugnen dürfen? — Ich fühle in der gegenwärtigen Lage der Sachen die Nothwendigkeit die Völker zu haranguiren, sie durch Proklamationen zu elektrisiren, wenn das Heiligste auf dem Spiel steht. Warum aber sind die Regierungen genöthigt selbst zu sprechen, in eine Lebhaftigkeit der Rede zu verfallen, die nur dem Einzelnen anzustehen scheint? — Weil sie keine Anwalde haben; weil die Staaten stumm sind; weil niemand sprechen würde, wenn die

Regierung nicht spricht. In den Staatsschriften von England, ja in den geringsten officiellen Berichten erlaubt sich niemand eine Wendung der Leidenschaft oder einen Ausdruck der Begeisterung. Es sind einfache Darstellungen der Sache oder des grade vorwaltenden Bedürfnisses; bei sehr feierlichen Gelegenheiten erinnert man still und einfältig an Gott, Vaterland und Gerechtigkeit, und giebt statt aller oratorischen Impulse dem Volke, welches große Dinge erfahren, oder zu großen Opfern angehalten werden soll; nur den Eindruck der Ruhe, der Keuschheit, der politischen Unschuld: alles absichtslos, weil man nicht anders kann, weil es sich anders nicht schicken würde. — Was macht diese Ruhe möglich? — Dafs die ganze Nation spricht, dafs alle Talente zum Worte kommen, dafs der Gedanke der Regierung tausend Stimmen in Bereitschaft findet, die ihn schon mit der Lebhaftigkeit ausdrücken, welche dem Einzelnen ansteht gegen den Einzelnen. Die keusche Beredsamkeit des Richters schließt die glühende Beredsamkeit des Anwalts nicht aus: wenn aber die Nation nicht spricht durch ihre Anwälde, durch die Talente, welche ihr Boden erzeugt, wenn ihr nicht ein rechtlicher Weg eröffnet wird öffentlich zu sprechen, wie in England, so spricht die Regierung allein, und ist dann in außerordentlichen Gelegenheiten genöthigt, selbst im Tone des Anwalts zu reden.

— Die französische Revolution schien ein ungeheures Feld für die Beredsamkeit eröffnet zu haben: jede der aufeinanderfolgenden Regierungen aber ist der andern gleich in ihren Deklamationen und Proklamationen. Der einzige Moniteur enthält so viel Ausrufungszeichen und Gedankenstriche, als die ganze übrige Literatur der Beredsamkeit zusammen genommen: die Gesetze selbst haranguirten die Nation; jede Regierung hielt sich ihren eignen Phrasenmacher: mehrere aufeinander folgende Regierungen hat in dieser Art ein reducirter höchst mittelmäßiger Poet *François de Neufchateau* bedient. Von dem was ich die richterliche Beredsamkeit nenne, nirgends eine Spur: — das lakonische *sans phrase* eines Elenden beweist, daß bei dem schrecklichsten Gerichte, das auf der Oberfläche dieser Erde gehalten worden ist, grade am meisten deklamirt wurde. Überhaupt liesse sich, wenn es der Mühe verlohnte, eine Blumenlese des unbedingt Schlechten und Geschmacklosen aus dem Moniteur sammeln, welche den Unterricht in der politischen Beredsamkeit sehr erleichtern würde. — Wenn ich also klage, daß andre Nationen gar nicht zum Worte kommen, so will ich gewiß nicht jene verherrlichen, welche auf diese ärgerliche Weise zum Worte gekommen ist.

— In mehreren Theilen des nördlichen Deutschlands ist die alte deutsche Gewohnheitsform der rich-

terlichen Beredsamkeit, der Kanzleistil, abgeschafft. Welchem Vortheil dieses ehrwürdige Monument besserer, keuscherer Zeiten eigentlich im Wege gestanden hat, weiß ich nicht: neue Gesinnungen brauchten wahrscheinlich eine neue Sprache. Ich glaube, daß Östreich viel erhalten, viel Wesentliches gerettet hat, indem es auch von dieser Seite keiner Neuerung Gehör gegeben. Was? ist es jetzt Zeit dem einzelnen Beanten zu gestatten, daß er nach Willkühr im Namen des Staates rede? wohl gar die Beschlüsse des Staates in seiner eignen Manier mit seiner gewandten, blühenden Feder auszuschmücken und zu empfehlen sich unterfange? Soll etwa den Nationen, wie man es Kindern wollte, das Ernsthafte spielend beigebracht werden? Vergesse man nicht, daß die Autorität der Schulmeister dahin ist, seitdem sie sich zur Sprache der Kinder herabgelassen haben. — Jeder wahre Geschäftsmann weiß, daß es eine Beredsamkeit giebt eben sowohl im Kanzleistile, als in der Sprache der Bücher: Blumen, Bilder, Ausrufungszeichen, Gedankenstriche, und der ganze Tand, den die schöngeistige Lektüre absetzt, vertragen sich nicht damit; ja es ist eben das Verdienst des Kanzleistils, daß er diese Nichtswürdigkeiten, diese Geschmacklosigkeiten ausschließt, herauswirft möchte ich sagen; aber die Klarheit, die Gründlichkeit die Ordnung der Argumente schließt er nirgends aus.

Deshalb ist er eine Schule des Geschmacks für die jungen belesenen, blumenreichen Geschäftsmänner: er nöthigt, er zwingt sie das Anständige auf anständige Weise zu thun. Woher denn aber das Steife, das Geschweifte, alle die unzähligen Härten dieses Kanzleistils, und alles was unsern poetisirenden Stilisten widersteht? Daher, daß er nicht gesprochen, sondern nur geschrieben worden ist: man fühlt wie ihn die Feder, sich selbst überlassen, auseinander geschnirkelt hat, und wie die Weichheit der menschlichen Brust mangelte. Aber auch so ist es wesentlich, daß er bleibe, und jeder Bauer des Landes an der wohlbekannten, alten Wendung der Rede merke, daß es der Landesherr selbst sei, welcher spricht. In England hat sich durch den beständigen Einfluß der parteilichen Beredsamkeit der Kanzleistil allmählich veredelt, ohne jedoch sich von den alterthümlichen Wendungen loszusagen. Wenn das politische Leben wieder mehr zum lebendigen Worte kommen wird, so werden sich die barbarischen Angewöhnungen der Feder aus unserm Kanzleistile von selbst herausläutern, und nur das ächt Alterthümliche, wahrhaft Würdige, Richterliche darin zurückbleiben.

— Aber, höre ich fragen, gehört denn der Kanzleistil überhaupt in das Gebiet der Beredsamkeit? — Der große Haufen unsrer Zeitgenossen spricht nur

da von Beredsamkeit, wo sich die Rede erhebt, wo sie den Mund voll nimmt, wo sie sich mit einem gewissen falschen, erborgten poetischen Wesen vermischt, kurz wo sie, meiner Ansicht zufolge, von ihrer Art läßt, und einen fremden Geschlechtskarakter annimmt. Von der Poesie konnte sie nichts Wesentlicheres erlernen, als was sie selbst sei, wie der Mann im Umgang mit den Frauen vor allen Dingen auf sich selbst, auf die männliche Eigenthümlichkeit seines Karakters, halten lernt; und wenn es der Geschmack ist, den die Beredsamkeit aus dem Umgange mit der Poesie davon trägt, so ist die erste Lehre dieses Geschmacks, daß er ein Redner bleiben, und nicht beide Geschlechter der redenden Kunst in sich vermischen wolle, damit er der Ehre des ferneren Umganges mit der Poesie würdig sei. Niemand überzeugt mich, daß er das Wesen, daß er den Geist eines Dinges suche, der mit habsüchtiger Voreiligkeit sich die Äußerlichkeit dieses Dinges anzueignen sucht. Ich spreche von England als einem Muster in Sachen der Beredsamkeit und des öffentlichen Lebens: aber wehe dem Staate, der die Äußerlichkeiten brittischer Verfassung sich anzueignen suchte: er ist schlimmer daran als die, welche hartnäckig bei dem beharren, was sie aus sich selbst sind, wie wenig es auch sei. Die wahrhafte Bewunderung und das gründliche Verständniß einer großen

Sache offenbart sich nirgends so deutlich, als in der Scheu sie nachzuahmen: die fromme Hingebung des bildenden Künstlers an die Natur, die Antike oder den Raphael erkenne ich nirgends so bestimmt als in dem gründlichen Widerwillen vor der Nachahmung der Natur, der Antike oder des Raphael. Alles was sich nachahmen läßt, hat nie gelebt: nur das im strengen Sinne des Wortes Unnachahmliche, also die eigne schöpferische Kraft anregende, zu eigenen unabhängigen Werken erweckende, begeisternde ist schön und gut. Die Schönheit der Poesie beruht darin, daß sie den Redner zwingt in seiner Art das rechte, d. h. ganz etwas andres zu seyn als sie. Als die Syrakusaner sich vom ersten Erstaunen über die Wirkungen der Maschinen des Archimedes, und über die Resultate seiner Berechnungen erholt haben, kommen sie zu dem Weisen gelaufen, und wollen lernen wie er die menschlichen Kräfte überstiegen habe, durch welchen Handgriff und mit welcher Kunst. Er antwortet ihnen nach Schiller: wer um die Göttin freit, begehre nicht in ihr das Weib. Die Sklavin meint er. Wer um die Poesie sich selbst bewirbt, um ihren Umgang, ihre Liebe, der sei zuvörderst durch und durch ein Redner; nur als solcher vermag er sich um das Göttliche und Unvergängliche in ihr zu bewerben.

— Was von der politischen Beredsamkeit gilt,

gilt vom Geschichtschreiber. Die Ruhe, die Parteilosigkeit scheint die erste Forderung, die an ihn gemacht werden kann: ganze Jahrhunderte liegen vor seinen Blicken da, wie das Leben und die Bedürfnisse einer Generation vor dem Staatsmann, dem Richter; aber ist denn sein Gegenstand geschlossen und vollendet wie der des Dichters? Rücksichtlich der neueren Staaten, als Gegenständen der Geschichte, beantwortet sich das von selbst. Aber selbst Rom und Griechenland? Leben sie nicht fort: wächst nicht jede wirkliche Form längst verschwundener Völker noch fort; greift sie nicht ein in unser Schicksal; ist nicht jede Gegenwart ein neuer, tieferer Kommentar der Vergangenheit; und die Helden der Geschichte? wird die Nachwelt sie nicht besser verstehen als wir? was wäre denn die Herrlichkeit des Großen auf dieser Erde, wenn man seine Betrachtung abschließen könnte, und vorgeben, es sei nunmehr für immer erkannt? was wäre die Unsterblichkeit des Schönen, wenn es nicht wirklich auch fortwüchse, wie es fortlebt? Also täuscht euch nicht! als wenn nach vierzig oder so und so viel Jahren die Gegenstände reif würden für die Geschichte, und ihr sie nun unbefangen, parteilos zu betrachten wüßtet, weil ihr nicht mehr unmittelbar beleidigt werden könntet! Was? droht Brutus nach Jahrtausenden nicht noch jedem Tyrannen fort? Wie kann

der Tyrann unbefangen von Brutus sprechen? Greifen die Ideen der Menschen, greift der Widerstreit ihrer Neigungen und Wünsche nicht weiter als über den Raum einer Generation? Ist denn das Große, was ich wollte, schon deshalb zur Ruhe gebracht, weil vierzig Jahre meine Asche decken? Können meine Irrthümer den Enkel nicht mehr blenden und bestechen, weil ich selbst schon lange nicht bin? — Mich dünkt sie sind verderblicher dann, wenn meine persönliche Schwäche nicht mehr neben ihnen wandelt, wenn meine Gebrechlichkeiten vergessen sind, die einst meine Zeitgenossen erinnerten, womit der Gedanke zusammenhing, der jetzt den Enkel bezaubert. Sie sehn, was es mit der Unparteilichkeit der Geschichte auf sich hat. — Ist denn ein schwaches Jahrhundert bloß deshalb weil es später gekommen, reif zum Urtheil über ein starkes Jahrhundert? — So sollten die Helden der Vergangenheit seyn, wie sie widerscheinen aus kleinen Seelen, die ein Gewerbe machen aus engherziger Unparteilichkeit? Ich sollte mir die Geschichte gefallen lassen, wie sie meine Zeit zu Markte bringt? Um Karl V. zu erkennen sollte ich Robertson fragen, um Constantin und Julianus den Abtrünnigen, den Gibbon? Gehen wir alle von dem Grundsatz aus, daß die Geschichte unendlich anders und größer sei, als sie in den meisten Geschichtschreibern erscheint, die wenigen ausgenommen, die

wie Macchiavelli groß genug waren in ihrer Zeit, um ein früheres Zeitalter fassen zu können?

Vergessen wir alles was wir von der Geschichte gelernt; dann sehen wir um uns, forschen wir wie es dem Zeitgenossen großer Begebenheiten, wo möglich wie es dem Theilnehmer großer Thaten zu Muthe ist, dann wird uns allmählich der Sinn aufgehen über die Geschichte! Erst sei man Redner, dann Geschichtschreiber, der andre Helden andrer Zeiten reden läßt. Darum liebte die Historie der alten Welt ihre Helden sprechen zu lassen! — Es ist also immer eine Täuschung, wenn man glaubt der Geschichtschreiber könne in der seligen Unbefangenheit des Dichters über seinem Werke schweben, er könne sein Werk abschließen, entlassen, emancipiren wie der Dichter, oder wie die Mutter ihr Kind. Wie alle Werke des Redners, so sind auch die seinigen Fragmente, angewendet auf die Gegenwart, auf große Gedanken, auf große Thaten, die zu vollbringen sind; für die Nachwelt viel mehr Dokumente, um seine eigne Zeit zu beurtheilen, als die Zeiten, von denen er handelt.

Noch mehr als an den Geschichten, die ich von ihm lerne, erfreue ich mich an der großen Seele des Tacitus: Über die Sachen reden mir die Steine fast deutlicher und das Metall, aber was in einem verwandten Geiste vorging, unter ähnlichen Umständen,

beim Untergang einer Welt, an die man geglaubt, auf die man gebaut, das erfahre ich nur von ihm. Den Geschichtschreiber versteht nur, wer ihn als einen Redner versteht, als einen Freund der Poesie: er bringt sein Werk der Nachwelt, aber wie der Redner ohne Anspruch auf die Ewigkeit, die Geschlossenheit, die Unabhängigkeit des Dichters, dem keine Zukunft etwas anhaben kann, weiß er, daß er Vergängliches gebildet, daß die Nachwelt ihn in demselben Stoffe übertreffen werde. Dennoch bringt er es — opfert es, indem er es bringt.

XI.

VOM EINFLUSS DER CHRISTLICHEN RELIGION AUF DIE BEREDSAMKEIT.

BEHREDSAMKEIT
AUF DIE
DER CHRISTLICHEN RELIGION
VOM EINFLUSS
XI.

Ich hatte mir vorgesetzt die Beredsamkeit in den vorzüglichsten praktischen Funktionen, die ihr in unsern Tagen verblieben sind, darzustellen: nicht in der Absicht ihren Wirkungskreis zu umfassen, der unendlich ist, sondern um ihre Art, ihren Geschlechtscharakter so scharf als möglich zu bestimmen. Ich habe die politische, die schriftstellerische, die geistliche Beredsamkeit nicht sowohl selbst charakterisiren, als die Eigenthümlichkeit des Redners in allen diesen verschiedenen Stellungen wahrnehmen lassen wollen. Die Lehrbücher unsrer Zeit, und so auch die über die Beredsamkeit, sind besonders mangelhaft in den Eingängen in der Bestimmung und generischen Absonderung ihres Gegenstandes: am lehrreichsten hingegen da, wo sie sich in das Einzelne verlieren, und der Natur gewissermaßen nicht ausweichen können, weil ihnen die Dinge selbst in ihrer praktischen Wahrheit zu nahe treten. Viele von den Kunstgriffen, welche ein solches Lehrbuch der Beredsamkeit lehrt, stimmen mit meiner allgemeinen Karak-

teristik der Beredsamkeit sehr wohl überein, und so vergeben Sie mir, wenn ich zuviel über das Verhältniß der Beredsamkeit zu andern Dingen gesprochen habe, indem Sie bedenken, wie meine Vorgänger allzu hartnäckig aus ihr selbst, aus ihrer abgesonderten Betrachtung haben entnehmen wollen, was sie sei. — Indefs einen Vorzug meiner Behandlung dieser großen Angelegenheit empfinde ich zu tief, als daß ich ihn nicht aussprechen sollte: die Beredsamkeit jener Lehrbücher sollte den Gegner zum Schweigen bringen und ihn unterwerfen, die meinige geht vor allen Dingen darauf aus ihn zum Worte kommen zu lassen, und da wo sie ihn etwa bezwingt, immer mehr zu erheben als sie ihn unterwirft. Der Triumph des Redners ist jene erhabne Stimmung der Seele seines Zuhörers, welche Burke den „würdevollen Gehorsam, die freie Dienstbarkeit des Herzens“ nennt.

— Fragt man was eigentlich vorzuziehen sei, die neuere Welt oder die alte der Griechen und Römer, so ist freilich die Antwort schon sehr natürlich, die sich für die neue erklärt, weil sie etwas von der alten wisse, diese aber nichts von ihr: ich aber sage, daß es einen würdevollen Gehorsam, einen Stolz der Dienstbarkeit giebt, dieß erhebt die neue Welt über die alte. Dieß ist die große Empfindung, welche die größten unter den Alten entbehrten und

welche selbst Platon nicht erschwungen hat. Diese Empfindung im Herzen, ist es keine Vermessenheit zu sagen, daß wir von der Beredsamkeit mehr wissen als Demosthenes, Cicero und Quintilian. Denn wenn mit dem Gegenstande der Beredsamkeit, dem menschlichen Herzen eine solche Veränderung vorgegangen, ein so großes bis dahin unempfundenes entdeckt worden ist, wie möchte sich von den Alten die Beredsamkeit lernen lassen für unsre Zeit. Es geht durch das ganze Alterthum eine Rede von der Freiheit. Die Alten bezeichneten unheimliche Dinge mit wohlthuenden Namen: sie ahndeten die Wunder des Wortes: wo in der Wirklichkeit ein ungelöstes Räthsel zurückblieb, wo das Bild eines Dinges Schauern erregte und Widerstreben, da suchten sie zu versöhnen durch die Milde und Freundlichkeit des Wortes. Euphemismus heist dieser Kunstgriff der Sprache: die Forscher des Alterthums haben unzählige solcher Euphemismen gesammelt, aber den ersten unter allen vergessen. Keiner springt in die Augen wie der des Wortes Freiheit. Die Dienstbarkeit, die Unterwürfigkeit ist das Loos des menschlichen Geschlechtes: es kann also nur eine Freiheit geben in der Dienstbarkeit, eine Würde im Gehorsam. Was war den Alten fremder, als die Freiheit zu suchen im Gehorsam? Dennoch läuft ein unheimliches Gefühl der Sklaverei durch alle Lebenslust des Alter-

thums: dieses Gefühl ward überdeckt mit einem freundlichen Wortklange, mit einem Euphemismus: das ist die Freiheit der Alten.

— Wir also, in der Verslossenheit unsrer Sinne, sind durch das Eine Gefühl der Freiheit in dem Gehorsam, des Stolzes in der Unterwerfung gröfser als die Alten, beredter als die Alten. Sich selbst anklagen, habe ich gesagt, sei die Bedingung aller Beredsamkeit: haben es die Alten gekannt, so wie ich es meine? — Sterben konnten sie für ein Vaterland, aber nicht sich opfern: verspotten konnten sie sich, aber nicht sich geringachten, sich anklagen; sie trugen nicht das Grössere in sich, welches den Menschen um so höher erhebt, als er sich tiefer unterwirft. —

Erwarten Sie von mir keine andre Rechtfertigung unsrer Zeit sowohl, als meines deutschen Vaterlandes, jetzt, wo sich diese unsre Betrachtungen ihrem Ende nähern. An eine Stelle, wo die neuere Welt anscheinend beschämt werden sollte von der alten, zur Unterredung über die grofse Materie der Beredsamkeit habe ich Sie eingeladen. Ich habe mehr zum Ruhme der Alten gesprochen als die meisten meiner Vorgänger, mehr von den Gebrechlichkeiten unsrer Zeit ausgesagt, als Ihnen vielleicht hier und dort wohlgefallen. Ich habe mich, meine Zeit, mein Volk erniedrigt — weil sich eben nicht

anders zeigen liefs, was uns erhebt. Ein Virtuose der Redekunst bin ich nicht: wo ich Sie durch meine Rede unmittelbar getroffen habe, da war es ein gröfserer als ich, der durch meinen Mund sprach: mein gröfstes Verdienst war, dafs ich den gröfsten Redner meines Jahrhunderts, dafs ich Burke verstanden hatte. Wenn aber durch meine Darstellung ausgedrückt worden ist jene freie Dienstbarkeit des Herzens, von der Burke spricht, dann habe ich meinen Zweck erreicht. Hat sich in allen Klagen über das Verstummen meines Jahrhunderts, zumal meines deutschen Vaterlandes, ein gewisses Gefühl der Freiheit, ich möchte sagen ein Vorgefühl künftiger Beredsamkeit, besonders aber ein Gefühl der Beruhigung in dem Schmerz, des Sieges in der Niederlage merken lassen? darauf kommt es an. Von dieser Seite, und es ist die einzige wesentliche, steht das Land, welches mich erzogen hat, über allen andern.

Das Gefühl der freien Dienstbarkeit und des würdevollen Gehorsams ist das Palladium der Welt: Deutschland ist dessen Pflege anvertraut. Die erhabensten Gefühle des Lebens sind von den germanischen Völkern hinübergetragen worden in die bürgerlichen Verfassungen: wem gehört Karl der Grosse an, welchem Volke gehört dieser Ahnherr der Chevalerie? wo hat er die Gesinnung her, und wo Gröfs-

britannien seine Verfassung, als von Deutschen? ist nicht, was Burken begeisterte, nur deutsches Wesen, welches der unauflösliche Gürtel der See dort fester, reiner, unvermischter, jungfräulicher erhalten hat als bei uns? Deutschland hatte nicht sowohl durch seine Schlachten, als durch sein leidendes Widerstreben Rom überwunden, Deutschland hatte durch sein bloßes Wachsthum Rom aus Europa verdrängt, darum nannte es sich heiliges Römisches Reich: es nannte sich nach dem Überwundenen, und fügte nur hinzu eine stille Andeutung der Waffe, womit es überwunden. Indem ich der früheren Zeiten gedenke, möchte ich mich fragen: wo im Leben, in den Sitten, in den Verfassungen der Deutschen sind die Spuren nicht, daß wir uns besser verstanden haben um jenes Gefühl, welches die neuere Welt über Rom und Griechenland erhebt, als die meisten übrigen Völker? — Dieses Gefühl — ich brauche die Quelle, aus der es geflossen ist, nicht erst zu nennen; genug, daß Deutschland die eigentliche Pflegerin desselben war — ist die charakteristische Eigenthümlichkeit der neueren Beredsamkeit.

Wer dieser Empfindung nicht fähig ist, der halte sich an die Alten und lerne ihnen nachsprechen: oder der schweige lieber ganz; auf den wesentlichen Gang der Dinge wird seine Beredsamkeit doch keinen Einfluß erhalten.

Unter allen Anwendungen der Beredsamkeit, die in unsrer Zeit vorkommen, ist keine wichtiger als die, welche die nächstfolgende Generation, ihre Bildung, Erziehung und Belehrung im Auge hat. Hier steht dem Redner gegenüber jene Frische der Empfindung, jene Empfänglichkeit der Organe, jene Offenheit des Sinns, der zum Reden begeistert: in den übrigen Verhältnissen des Lebens Gehör zu finden, eigentliches Gehör, wie es der Redner braucht, ist selten; die Beredsamkeit muß die hellen Intervalle tief in sich selbst befangener und verwickelter Gemüther benutzen, sie kann nur aufflammen, sie hat keine Zeit sich in ihrem eignen Feuer zu läutern und zu beruhigen. Der Erzieher der Jugend hingegen hat grade jene Jahre des menschlichen Lebens zu seiner Disposition, wo die Seele noch mit einer gewissen Frömmigkeit, mit Glauben und Ergebung hinnimmt was ihr geboten wird, wo sie ein Bedürfnis hat zu empfangen. Das Studium der Sprachen, wie der Poesie und Beredsamkeit, füllt diese Jahre sehr natürlich aus: die Alten sind dabei unentbehrlich, was der Einzelne kann und vermag mit eigener Kraft, was die Persönlichkeit des Menschen an sich und ohne Hülfe höherer Mächte vollbringt, das zeigen die Alten: wie weit die Gewalt der Rede und die Kunst der Rede in dem Munde des Einzelnen reicht, hört und lernt man von den Alten. Aber es

ist noch viel gröfseres von ihnen zu lernen; das Studium der Alten ist noch viel wesentlicher aus einem andern Grunde, den die neuere Erziehung weniger beachtet hat. Mich dünkt, die Alten haben mich noch vielmehr belehrt durch das, was sie nicht sind, durch das, was ich ihnen vermifste, als durch alle grofsen positiven Vorzüge ihrer Werke: in der Betrachtung der gröfsten Meisterwerke der griechischen Beredsamkeit empfindet man, dafs man noch ganz etwas anderes, und in ganz andrer Art zu sagen hätte als sie, und dafs selbst die zerschmetternde Beredsamkeit des Demosthenes die eigentliche Kraft, die wir empfinden wollen, entbehrt. In der Klarheit der Argumente, in der Kunst der Anordnung, in der Äufserlichkeit keiner Art liegt es: griechische und römische Redner lassen die Gegenpartei reden, sie sind Meister der Dialektik; auch wird ihre Rede getragen von der Aufmerksamkeit horchender und antwortender Nationen. Ungeachtet dessen geht ihnen die allerhöchste Wendung der Rede ab; diejenige Wendung, welche die Bezauberung die sie hervorbringt, unmittelbar wieder selbst löst.

Der antike Redner entwaffnet und bezwingt, aber er mufs seinen Sklaven festhalten, oder jene Leidenschaften, jene augenblicklichen, unnatürlichen Zustände, durch die er ihn bezwungen, verlängern, um die Frucht seines Sieges zu behaupten: der Redner

der neueren Welt kann durch die Beredsamkeit in eine Region erheben, die der überwundene Zuhörer nie wieder verlassen möchte. Die Schande der Niederlage ist nicht mehr, das Empörende in dem Gefühl der Unterthänigkeit ist verschwunden, sobald der Sieger oder Herrscher nur dadurch siegt und herrscht, daß er sich von einer höheren Macht überwundener und ihr unterthäniger bewiesen hat. Nun ist in dem Zuhörer ein gewisses inneres Ohr, eine ganz andere tiefere Empfänglichkeit eröffnet: er kann mit größerer Würde gehorchen, als mit der der Römer und Griechen befahl — warum sollte er nicht gehorchen; er kann mit größerer, stolzerer Erhebung der Seele dienen, als jener herrschte, warum sollte er nicht dienen? —

Woher diese Umwandlung! Das Göttliche selbst ist sichtbar und deutlich geworden; bei den Alten konnte es dem Einzelnen zweifelhaft scheinen, da er nichts Höheres gewahr wurde als sich selbst, ob er selbst nicht vielleicht bestimmt sei zur Herrschaft; wenigstens war nichts da, welches verdiente, daß er sich ihm unterwarf; und so war die Knechtschaft wie die Herrschaft, wenn sie auch ein ganzes Leben peinigend und reizend, schwankend aufrecht erhalten konnten, gleich demüthigend: nunmehr aber ist entschieden, daß alles dienen soll; wer herrsche ist nicht mehr zweifelhaft; über alles Geringere sind

Mißverständnisse möglich, aber das Höchste ist erkannt: wer nunmehr gehorcht, gehorcht um dieses höchsten Gutes willen, wer dient, dient nicht mehr einem Wesen, was, wie groß es auch scheine, in der Folge der Zeit die eigne Gebrechlichkeit ausweisen, und den Dienenden in seinen eignen Augen erniedrigen kann: würdevoller Gehorsam, freie Dienstbarkeit ist möglich. Der Wahn, durch die Gewalt der Rede zu unterjochen oder von ihr unterjocht zu werden, ist zerstreut: eine ganz andre Gattung der Beredsamkeit kommt, ein Unüberwindliches spricht durch den Mund des Menschen. Auch mit Beziehung auf die Beredsamkeit ist es wahr, daß, wie die Schrift sagt, das eigentliche Wort nunmehr in die Welt gekommen sei. —

Von Erregung der Leidenschaften, von allen jenen kleinlichen Künsten der größten Redner des Alterthums kann nun nicht mehr die Rede seyn in einer Theorie der Beredsamkeit: es kommt darauf an, ein Gefühl anzuregen, was im Menschen, tief unter aller äußerlichen Bewegung, unter allem Wechsel der äußeren Zustände, unter allem Haß, aller Liebe, allem Zorn, allem Ehrgeiz, und allem was die Welt noch Leidenschaft nennen mag, vorhanden ist. Es kommt darauf an ein Gefühl zu entbinden, welches vom Geschwätze des Tages und vom Tumulte der Weltbegebenheiten überschrien seyn mag wie es will,

dennoch in jedem einzelnen Bürger des christlichen Europa vorhanden ist, und antwortet, und einen vernehmlichen Wiederhall giebt, wenn es von dem rechten Redner angesprochen wird. Welches Wort eines griechischen Redners hätte die Tiefe des Herzens treffen mögen, wie Burke in der oben angeführten Stelle, da er an die ritterliche Galanterie des französischen Volkes appellirt. Welches Wort hatte der alte Redner dem Worte Ehre an die Seite zu setzen: was ist, an ächt rhetorischer Wirkung die Appellation an den Ruhm des Alten, gegen die an die ritterliche Ehre der neueren Welt: der Ruhm buhlt an der Oberfläche des Menschen, an den äußeren Sinnen umher, aber tief im Inneren des Menschen ist eine Stelle, von da aus unser ganzes Wesen mit einem Schlage ergriffen werden kann, die wir nicht kennen würden, wenn wir nicht das Wort Ehre aussprechen gelernt; eine Stelle, die Epaminondas nicht kannte und Themistokles nicht, und Alexander und Cäsar und Tacitus und alle Helden des Alterthums, die doch sonst wohl zu Hause waren in sich selbst, nicht kannten. —

Die Eifersucht, mit welcher der Mensch über sich selbst, über seine Unbescholtenheit wacht, mit der er jeden Angriff dessen, was er seine Ehre nennt, bestraft, gilt doch nimmermehr ihn selbst, sein gebrechliches, wankelmüthiges Wesen: nein, sie hat

etwas von einer Tempelwacht, er scheint ein Heiligthum zu behüten, das er in sich trägt; es scheint eine Furcht vor Entweihung vorzuwalten, und dennoch kann er selbst in seiner Ohnmacht und Vergänglichkeit unmöglich das Heiligthum seyn, das er schützt. — Er trägt also wirklich, wenn er es auch nicht weiß, sondern nur an solchen unwillkührlichen Empfindungen seines Herzens merkt, ein höchstes Gut in sich, das der Grieche und Römer entbehrte. Dieß anregen, dieß entwirren zu können aus den verschlungensten Knoten des Herzens, ist der Vorzug des Redners der neueren Welt, ist seine Bestimmung, ist der Inbegriff seiner Kunst. Alles andre Reden, mit geringeren Zwecken und schlechteren Mitteln, wenn es auch im Umkreise der rhetorischen Kunst der Alten lag, die das Höhere nicht kannten, verdient jetzt keiner Erwähnung mehr. Sich selbst anzuklagen wissen, sich an allen Stellen der Rede demüthigen vor dem Höheren, das durch unsern Mund redet, tief eingehen in das Gemüth des Zuhörers, in seine Eigenheit; nie vergessen, daß man nur Glied eines Gesprächs sei, daß es das Antworten des Zuhörers sei, welches unsre Beredsamkeit trage und steigre, und daß es jener dritte, jener Geist, welcher unsichtbar im Gespräch waltet, sei, dem alle Frucht und Wirkung der Rede zugeschrieben werden müsse, — dieß sind die Erfordernisse

der neueren Beredsamkeit — von ihnen findet sich im Quintilian keine Kunde. — Wie sie mit der ewigen Natur der Beredsamkeit überhaupt streng übereinstimmen, glaube ich gezeigt zu haben.

— Die Alten also sind eine Vorschule aller Erziehung, alles Unterrichts, besonders dessen in der Sprache und der Beredsamkeit; es ist unendlich viel von ihnen zu lernen: wie man die eigne Persönlichkeit, das ganze irdische Beiwesen unsrer unsterblichen Natur, das auch nicht weggeworfen werden darf, ordne, befestige, bewaffne, vertheidige, ist noch heut direkt von den Alten zu lernen! Noch größeres aber ist zu ersehen aus dem was ihnen mangelt, und was wir Bürger dieses stummen Jahrhunderts, anscheinend verlassene, verwaiste Kinder besserer Geschlechter, dennoch in uns tragen als ein zwar dunkles, aber starkes Gefühl, welches sich offenbart in unsrer Art der Ehre und der Liebe, wie unedle Beimischung das eigenthümliche Wesen dieser Empfindungen auch zu verbergen scheinen möge.

Dem Redner also, der an das unbedingt beste Publikum für die Beredsamkeit, nämlich an die Jugend, zu sprechen hat, wird sicherlich nichts gelingen ohne die von mir beschriebene neuere, und im Vergleich gegen das, was die Alten durch die Kunst der Rede beabsichtigten und vollbrachten, heilige Beredsamkeit. Wer nicht auf die religiösen Unterschiede

achtet, von denen ich gesprochen, der kann heute mit allem Strom der Worte nichts mehr bewegen; die Gemüther nur bestärken in ihrem Eigensinn: sowohl die Beredsamkeit, welche er übt, als die, welche er lehrt, gehen erfolglos vorüber; es sind ganz andre Kräfte in der Welt anzureden und zu ergreifen, als die, an welche er sich wendet. Die Rede, welche der Schüler nach dem Cicero und ihm gelernt hat, muß er erst wieder vergessen, selbst wegsprechen aus seiner Seele, wenn ein Mann aus ihm wird, wenn er nicht bloß andre, sondern zumal und vor allen Dingen sich selbst überreden und beruhigen will. Doch wozu Umschweife! es giebt nur eine heilige, eine christliche Beredsamkeit! Wenn alle Hausmittelchen der Überredung, wenn alle die ängstlichen Lehren der Alten befolgt und erschöpft sind, wenn man Hörer hat wie sie seyn sollen, wenn sich die Kunst abgemattet, um eine große Wirkung hervorzubringen — dann fühlt man, daß ohne jene Quelle, aus der die Gefühle der Ehre, der Liebe, des Gehorsams, der freien Dienstbarkeit geflossen sind, die ganze Mühe der Rede, sowohl was ihre Form, als was ihren Stoff betrifft, nicht belohnt werden kann.

XII.

VON DEM LETZTEN ZWECKE DIESER REDEN ÜBER DIE BEREDSAMKEIT.

XII.
VON DEM LETZTEN
ZWECKE DIESER REDE
ÜBER DIE
BEREDSAMKEIT.

Die Scheu unsrer gebildeten Zeitgenossen vor der Erwähnung heiliger Dinge in der Betrachtung der weltlichen hat so verschiedene Veranlassungen, daß sie sich weder unbedingt loben, noch auch unbedingt verdammen läßt. Im schlimmsten Falle aber rührt sie aus wirklicher Gottesscheu her, wie ein geistreicher deutscher Schriftsteller diese Krankheit der Seele nennt. Ich will nicht grade behaupten, daß eine gemeine Natur dieser Krankheit fähig wäre: es gehört eine gewisse Geschlechtslosigkeit der Seele dazu, und eine gewisse Klarheit ihrer Organe, die glücklicherweise sich selten bei einander finden.

Ich hätte unrecht gehabt, im Laufe dieser Vorlesungen ein so großes Gewicht auf die Geschlechtsunterschiede gelegt zu haben, es wäre eine falsche Spitzfindigkeit gewesen, wenn diese Unterschiede bloß das körperliche Wesen des Menschen angingen, also in solchen Materien, wie die welche uns beschäftigte, nur gleichnißsweise eingriffen. Es ist sehr

geschmacklos, gewisse Gleichnisse in der Rede ohne Ende umherzuzerren, sie, ich möchte sagen, bis auf den letzten Faden abzutragen: es macht den Eindruck der Armuth und der Schwäche, wenn der Redner gewisse Bilder, die ihn geblendet, nicht wieder loswerden kann, wenn sie wie das Bild der Sonne in einem schwachen Auge eine langnachklingende Spur hinterlassen, und die Gegenstände der Natur wie die Gedanken mit allerhand überflüssigen farbigten Flecken verunstalten. Diefs wäre der Fall im Laufe dieser Vorlesungen mit den Geschlechtsverschiedenheiten gewesen, wenn ich mich ihrer nur gleichnißsweise bedient hätte: so aber ist es nicht; dem ordentlichen Manne erscheint die ganze Natur weiblich; die Frau ist ihm nur das konzentrirte Bild seiner Welt; alle seine anderweiten Neigungen werden denselben Charakter annehmen, je trefflicher er wird, um so mehr.

Deshalb finde ich die Ritterzeiten schon an und für sich, ohne Rücksicht auf die Religion, welche sie adelte, viel menschlicher als die der Römer und Griechen. Was ist der Geist jener frommen Liebe, mit dem wir die Helden des Mittelalters geschmückt finden, anderes, als höchst entwickelte Männlichkeit. Die Tapferkeit, die Haupt- und Kardinaltugend des Mannes, die seine ganze Wirksamkeit, die unendlich mehr als den Schutz der Frauen umfaßt, nimmt

nichts desto weniger durch und durch die Farbe der Liebe an; sie wird mit der ehrfurchtsvollen Bewunderung des andren Geschlechts so getränkt, daß die späteren, schwächeren Nachkommen in dem Worte, welches diese vollkommenste Tapferkeit bezeichnete, nämlich Galanterie, nichts mehr fühlen als die Liebe, als das edle Betragen gegen das andre Geschlecht.

Man fühlt ganz deutlich die Steigerung, wenn in England, wo das Wort *galant* am besten die alte Farbe gehalten hat, im Parlament von einem Feldherrn, der den Waffenruhm der Nation auf den höchsten Gipfel erhoben, erst alle gewöhnlichen, ich möchte sagen römischen Beiworte für die Tapferkeit gebraucht werden, und nun zuletzt gesagt wird, er sei *a galant man*. Hier ist die Grenze; weiter geht die Steigerung nicht: vom alten Feldherrn, vom Gäsar kann man alles sagen, aber nie ihn nennen *a galant man*; in dem *galant* ist etwas, was den Cäsar überwindet. Sehen Sie da beiläufig einen solchen Drucker der christlichen Beredsamkeit: nicht bloß unübersetzlich in die römische Sprache; aber auch nicht zu umschreiben: der ganze Thesaurus der römischen Sprache reicht nicht hin, um dieß eine Wort zu umschreiben. Ein einzelnes römisches Wort *virtus* spielt allerdings hinüber aus der Tapferkeit in die Männlichkeit und in die Tugend überhaupt: aber Sie fühlen das in Sich selbst gerichtete, einsame Wesen dieses Wortes und

dieser Männlichkeit; es ist nichts darin als Tapferkeit, in dem *galant* ist noch außerdem die ganze Welt: in dem Worte ist schon verbunden was die Welt zusammenhält, die Tapferkeit und die Liebe, das Erhabene und das Schöne. So ist also auch das recht Göttliche und das recht Menschliche darin: nirgends sonst wird die Vereinigung beider in dem Mafse empfunden; die in solcher Art vollendete Männlichkeit setzt die eben so vollendete Weiblichkeit und also die Liebe voraus, ein Wort, das nun eben so weit hinausgreift über den Begriff der gewöhnlichen Liebe unter den Geschlechtern, als das Wort Galanterie über das edle Betragen gegen das andre Geschlecht.

Wie eng umgrenzt, wie eingespannt sind dagegen die römischen und griechischen Worte, welche die Liebe bezeichnen? wie unfähig der einzelne Alte von dem Begriff der Liebe also des Geschlechtsverhältnisses hinaufzuklettern zur Religion, was in dem Worte Liebe wie mit einem Schlage, mit einem Klange geschieht. Das Verhältniß der Geschlechter hatte mit dem, was die Alten Religion nannten, nichts zu schaffen: das Verhältniß, woran die Natur die irdische Fortdauer der Menschheit geknüpft hatte, hatte nichts zu schaffen mit den Gedanken über die ewige Fortdauer: das Verhältniß, welches die irdischen Angelegenheiten des Menschen, welches den

Staat zusammenhält und die eigentliche Kette formirt, die das übrige unhaltbare Wesen verbindet, war losgetrennt von dem Gedanken über seine ewige Bestimmung.

So bei den Alten: in der neuen Welt finden wir alle diese Widerstreite des Irdischen und des Ewigen versöhnt; es sind Worte möglich, welche die beiden großen Interessen des Menschen umfassen; es sind Empfindungen möglich, die jenen Doppel-durst des Menschen wie aus Einer Schale befriedigen; es sind Thaten möglich, die wie mit einem Schlage beides erfüllen, das Göttliche und das Menschliche begehren. Gottesdienst und Dienst der Menschlichkeit sind Eins geworden. —

Sie verstehen nunmehr, was ich unter der Geschlechtslosigkeit des Geistes meine, und wie sie mit jener Verrückung der Gottesscheu zusammenhängt: ich finde sie bei den Alten; sind die menschlichen Angelegenheiten von den göttlichen getrennt, wie kann der Mensch Gott verstehn oder sich verbinden mit ihm? Wie kann der Mensch von göttlichem Wesen durchdrungen seyn, wenn er kein Wort hat, keinen Gedanken, keine That, die beides umfaßt? —

Es existirt ein Jugendversuch in Versen von unserm Schiller: die Götter Griechenlands betitelt: eine gewisse kindische Freude an dem bunten Wesen

der alten Mythologie, zugleich mit der bekannten Melancholie seines Geistes, die sich schon in seiner frühesten Jugend, als er noch schwerlich zu sagen wußte, worüber er klagte, äußerte, und seine Neigungen allezeit je weiter je besser aus der Gegenwart hinaus in die recht unbestimmte Ferne trieb, ließen sich in klagenden Versen aus über die Kälte und Unannehmlichkeit der Religion, und über das Verschwinden jener alten muntern, aufgeweckten Götterfamilie der Griechen. Da die Götter menschlicher noch waren, waren Menschen auch noch göttlicher, sagt er. Die Jugendzeit unsres Dichters, in der diese Worte niedergeschrieben wurden, war eine solche Zeit der Absonderung des Göttlichen von den menschlichen Dingen; man abstrahirte und destillirte sich einen Gott aus der Welt, wie man jetzt will, daß überall von Gott abstrahirt werden soll; es drängte diese lebenswürdige Natur sich zu dem Göttlichen zu erheben oder das Göttliche herabzuziehn: er sehnte sich, wie jeder ordentliche und vollständige Mensch nach der Verbindung des Göttlichen und Menschlichen; der abgezogene Gott jener Zeit war ihm so zuwider, als in späteren Jahren die abgezogene, gottentblößte Welt seiner Zeitgenossen. Die griechischen Götter trugen wenigstens Masken von Menschen, und so übertrug er in rührendem Irrthume alle jene romantischen Empfindungen seines Herzens,

welche er mit der Luft der neuern Zeiten eingesogen, auf jene alten, kalten, geschlechtslosen Gestalten; er übertrug das Eigenthum christlicher Sprache und Beredsamkeit, das göttliche Wort Menschlichkeit auf Wesen, die nichts damit gemein hatten, eben so wie später ein ähnlicher Irrthum aus der römischen Welt das Wort Humanität erborgte, und des schöneren deutschen Wortes Eigenthümlichkeit nicht eben glücklich auf dieses ungerathene Pflegekind übertrug. —

Brauche ich deutlicher zu sagen worin das Wesentliche der neueren Beredsamkeit besteht? Ein ganz anderer tieferer Sinn der Worte, ein Hindurchklingen des ganzen Lebens durch jede einzelne Empfindung, die sich darin ausdrückt; in jedem einzelnen Menschen werden unendlich viele, ja alle angesprochen; die neueren Sprachen reden in der Mehrheit an, das antike Du drückt den Sinn nicht aus, in welchem man den Einzelnen anreden will; man meint immer etwas noch viel Höheres in der Anrede; man will sagen du und die bürgerliche oder menschliche Gesellschaft mit dir, oder du und zugleich Gott mit dir. So wie das Du der Alten in das Sie übergegangen, so fühlt der ächte Sprachforscher, deren es indess wenige giebt, in allen Worten der christlichen Sprachen den Übergang aus der Starrheit und Einzelheit in die gesellige Mehrheit: in jedem Worte

der neueren Sprachen ist für den rechten Kenner außer dem Dinge, welches damit bezeichnet wird, noch etwas Göttliches daneben wahrzunehmen. Man hat in neueren Zeiten Akademien errichtet, um diesen heiligen Nebensinn in den Worten todtzuschlagen; gegen alle rhetorischen Meisterwerke unsrer französischen Nachbarn können wir stumme Deutschen nichts vorbringen, als das Bewußtseyn, daß unsre Sprache sich auf solchem Wege nicht abtödten läßt: dafür aber sind wir zu einer höheren Beredsamkeit berufen, als die französische.

— Kann, frage ich wiederholend, die Regel des Cicero oder Quintilian angewendet werden auf diese ganz anders gebauten Sprachen? Muß nicht die Beredsamkeit der neuern in ihrem ganzen Bau verschieden seyn von der der Alten, nachdem sie über ganz andre Mächte disponirt, nachdem ein Geist in den Worten, in den Wendungen waltet, den die Alten nicht ahndeten? — Diese Eigenthümlichkeit der neueren Beredsamkeit hatte ich zu zeigen; ein geringerer Zweck bei diesen Vorlesungen war unter Ihrer und meiner Würde: ein flaches Gedankenspiel oder ein gemeiner Austausch von Kenntnissen konnte uns nicht genügen; der Leute, die solches Spiel und solchen Kram mit einander treiben, giebt es genug in der Welt, geistige Zerstreuung und Kenntnisse für den Hausgebrauch stehen überall feil. — Diese Vorle-

sungen aber haben gehandelt von der christlichen Beredsamkeit: alles andre, was wir vorbereitend beibringen mußten, war nur Gerüst: jene Formen des Gesprächs der Selbstanklage, des Geschmacks u. s. f. bildeten den Körper, der nur leben kann inwiefern ihm diese Seele eingehaucht wird, mit deren vorsichtiger Betrachtung wir schliessen. Erst spät habe ich das Wort zu nennen gewagt, um das sich alle Kunst und alles Leben bewegt: ich habe Ihr Vertrauen und Ihren Glauben zu verdienen gestrebt, bevor ich an den gemeinschaftlichen höchsten Gegenstand des Glaubens und Vertrauens zu erinnern wagte: erst mußten wir auf dem gemeinschaftlichen Boden des wahren Gesprächs miteinander stehn, bevor ich auszusprechen wagen durfte jenes Einzige Gemeinschaftliche zwischen uns und allem Großen und Schönen dieser Erde.

Denn es ist nicht jene gebildete Verrückung der Gottesscheu, die man billig sich selbst und ihrer eignen Verzweiflung überläßt, die ich schonen will aber es ist eine sehr achtungswürdige Besorgniß vor der Entweihung des Allerhöchsten, welche lieber von göttlichen Dingen in solchen Unterhaltungen, wie die Unsrigen, nichts hören will. Trauen Sie mir zu, daß die ästhetischen Spielereien eines neumodischen Apostels der Religion, wie Chateaubriand, mir widerstehen wie Ihnen, schon ein gewisser natürlicher

Sinn für den Adel und die Gediegenheit der Form, schon der bloße Geschmack empört sich gegen diese Barbarei aller Barbareien: auch Deutschland verliert viele Zeit und viele Kraft, und manches schöne Talent in solchen Kunstfaseleien über die Religion. Aber dieses Unwesen ist viel zu vergänglich in sich, viel zu krankhaft, als daß es sich der Mühe verlohnte, sich viel daran zu ärgern. Welchem großen und ernsthaften Bestreben läuft denn nicht eine Karikatur nach? ist denn nicht überall das rechtverehrungswürdige in der Entweihung das Verächtlichste? —

Aber jene, welche verneinen, daß von irgend einem Gegenstande, im Gebiete welcher Wissenschaft oder Kunst es auch sei, gründlich gehandelt werden könne ohne Erwähnung der göttlichen Dinge — diese sind ernsthaft und kurz abzuweisen. Vertieft euch erst in das Leben selbst, wie wir; erfahrt, erlebt erst ein zwanzig Jahre hindurch jene Zustände, auf denen die Welt beruht; forscht erst nach den Bedürfnissen der bürgerlichen Gesellschaft, nach den Bedingungen ihres Bestehens, ihrer Dauer, wie wir; geht erst ein in so viele Herzen, und ihre geheimsten Neigungen, wie in ihre verdecktesten Schmerzen; verfolgt erst eine Weile euer Jahrhundert und seine vielfältigen Deutungen; erhebt euch erst eine Zeitlang zur Mitleidenheit mit dem menschlichen

Geschlechter; lernt erst ordentlich unter gehörigen Leiden die irdischen Mächte kennen, greift ein, praktisch in ihr lebendiges Gespräch — dann kommt wieder und antwortet auf die Frage, ob ihr der himmlischen Mächte irgendwo, in welcher Wissenschaft oder Kunst oder Lebensgeschäft es sei, entbehren könnt? —

Weil ich die irdischen Dinge mit tüchtiger Absicht behandelte, so hat mir frühe eingeleuchtet, daß ich der göttlichen nicht entbehren könne. Seht doch nur mit ruhigem, männlichen Blick auf die Erfolge: betrachtet doch diese lahmen, hinsterbenden, geistlosen Wissenschaften, die immer noch mit ihren Fortschritten prahlen, während das praktische Leben für dessen Nutzen sie zu arbeiten vorgeben, mehr und mehr in Staub zerfällt; retten denn diese von Gott entblößten Staatswissenschaften den Staat; bereichern ihm denn diese unzähligen Erfindungen der Naturwissenschaft; greifen denn diese Finanzwissenschaften den Finanzen unter die Arme; wird denn das Räthsel der Welt erklärt, das Herz beruhigt durch diese Fortschritte der Philosophie? Nichts von allem, kein praktischer Fortschritt, als in der Verarmung und in der Verzweiflung. —

Und diese Praktiker, welche ihr Einzelnes Rad in dem Mechanismus dieses entgöttlichten bürgerlichen Lebens mit verbundenen Augen treten, und

die zurückscheuen wenn ein Sehender vorübergeht und ihnen vom Lichte erzählt, was bringen sie denn zu Stande? Erlassen Sie mir das Weitere.

Wie nur reine und göttliche Hände, und kein Talent, keine gemeine Geschicklichkeit, wie keine gemeine römische Tapferkeit, sondern nur Galanterie in dem alten Sinne des Wortes dereinst die Welt in ihre Fugen zurück setzen wird, und wie jedes ungöttliche Bestreben an dem scharfen Grund und Eckstein des Unglücks dieser Zeit nothwendig zu Schanden werden wird; so auch wird das Gebiet der Wissenschaften nur Friede erhalten, und die Klarheit und den wahren Reichthum, wonach unser Geschlecht mit eigenmächtigem Vorwitz, und daher so unglücklich gegriffen hat, aus galanten, tugendhaften, d. h. christlichen Händen! Diesem tugendhaften, gerechten und galanten Sinn, wie es mir in meiner Mittelmäßigkeit gelingen wollte, durch diese Vorlesungen auszudrücken, habe ich gestrebt! Wer, wo mir meine Absicht gelungen ist, etwas anderes lobt, oder wo sie verfehlt wurde, etwas anderes tadelt, zu dem haben meine Worte, aber habe ich selbst nicht gesprochen.

— Je aufrichtiger aber ich es mit den göttlichen Dingen meine, um so mehr muß ich mich verwahren und sträuben gegen jene, welche die irdischen Dinge wegwerfen und vernichten wollen, um den göttlichen

zu dienen. Meine Welt, das was mich hier erfreut, diese bestimmten Gegenstände, welche ich liebe, diese Familie, dieses Haus, diese Freunde, dieser Staat müssen sich vertragen mit dem Göttlichen: jede irdische Neigung, zu der mein Bewußtseyn schweigt, kann ihm nicht widersprechen: wie sie sich wehren möchte, ich muß um ihren Gegenstand werben, und kann ihn nicht lassen; je mehr und je gründlicher ich das Menschliche empfinde, um so mehr und gründlicher das Göttliche. —

Die Scheu vor der Erwähnung heiliger Gegenstände in weltlicher Unterhaltung kann also auch den sehr vernünftigen Sinn und Grund haben, daß es uns widersteht über das Göttliche an sich schwatzen zu hören, daß wir es am liebsten unsichtbar in den menschlichen Dingen, wie die Seele in ihrem Körper walten sehn. Wir verstehn die Seele besser, wenn wir ein menschliches Auge ansehen, als wenn wir einen schlechten Philosophen von Psychologie und den Eigenschaften der Seele schwatzen hören. Diese Art des Widerwillens gegen die Erwähnung des Heiligen lasse ich mir gefallen: der Name thut nichts zur Sache, meinen diese rechtschaffenen Leute, obgleich ich sie erinnern möchte, daß es das Eigenthümliche unsers Glaubens ist, daß wir sagen und nennen können, und von Angesicht zu Angesicht sehen können, was wir glauben. Ich habe es

genannt, weil ich mußte, weil es stärker war als ich. Der alte mürrische Cato schloß jede mögliche Verhandlung des Senats, sie mochte Karthago betreffen oder nicht, mit den Worten: nächstdem aber bin ich der Meinung, daß Karthago zerstört werden müsse. Ich habe die verschiedenen Reihen von Vorlesungen, die ich gehalten habe, auf ähnliche Weise, wie anscheinend unverträglich die Gegenstände auch waren, mit einer Erinnerung an die göttlichen Dinge beschlossen: ich konnte nicht umhin, alles drängte mich zu diesem Schluss, mein Gegenstand selbst am stärksten; ich wußte mich selbst nicht anders zu befriedigen; das Verständigste, das Scharfsinnigste was mir gelingen wollte, blieb ohne Haltung.

Indefs Sie erinnern Sich: der Standpunkt des Göttlichen selbst ist nicht die Heimath des Redners, wie wesentlich es auch ist auf ihm als Gast zu verweilen, immer muß er auf den Parteistandpunkt zurückkehren. Und so will ich mich denn daran erinnern, daß ich ein Deutscher bin, und daß ich der Beredsamkeit meines Volkes, die früherhin, da wir die rhetorische Kunst an sich betrachteten, neben der französischen zurückgesetzt werden mußte, jetzt, wo wir eine höhere Rhetorik kennen gelernt haben, eine glänzende Genugthuung schuldig bin. Erst muß man sich des zerrissenen bürgerlichen Zustandes unsres Volks recht lebhaft erinnern; man muß be-

denken, wie keine vornehme Gesellschaft, keine Hauptstadt, kein Hof diese unsre Literatur getragen hat, bedenken, wie diese Sprache in einzelnen stillen Verbindungen näherer Freundschaft, aber nie in großen Versammlungen des Volks oder Parlamenten ausgesprochen ist, wie alle Rede sich in den Buchstaben flüchtete, wie die Luft, in die der große Dichter und Redner gesprochen hatte, keinen Ton zurückbrachte, keinen artikulirten Beifall, keine Antwort als etwa die des einzelnen schönen Herzens — alles dieß muß man bedenken, um die innre, leider verdeckte und verborgene Kraft unsres Volkes zu fühlen. Wie haben wir in diesen letzten fünfzig stummen Jahren sprechen gelernt? Wie hat sich diese Sprache gebildet grade in der Zeit, wo alle Glieder der höheren Gesellschaft sich von ihr abwendeten? Es lebt in ihr ein Geist, der sie bildet und keiner vornehmen Stütze bedarf: wer das recht Empfundene, aus den Tiefen der Seele, aus jenen geheimnißvollen Wohnsitzen des Heiligen Kommende, wo das Gefühl der ritterlichen Ehre und Liebe, des stolzen Gehorsams u. s. w. herrührt — aussprechen will, der kann diese Sprache nicht entbehren; und wer nicht so etwas zu sagen hat, der würde ihr und ihrer Ausbildung nichts helfen können. Von selbst in den Mund legt sie sich nicht! ohne Charakter, ohne Selbstständigkeit, ohne Ursprünglichkeit

der Geisteskraft ist es unmöglich diese Sprache gut zu sprechen. Mit Phrasen, die für jeden Mund passen, mit künstlich appretirtem Glanz, mit einem Schein von Geist und Witz, den der Geistloseste sich aneignen könnte, kann sie nicht aufwarten: sie hat keine Corneilles, keine Racines, keine Bossuets, keine Akademien, welche ein ganzes folgendes Jahrhundert mit schönen Wendungen der Rede im Voraus versehn; kein siècle de Louis XIV., das für lange Zeiten nachher das Vortrefflichste schon vorweggesprochen hätte. Es fehlt ihr, habe ich gesagt, die gesellige Vollendung: das Bestreben der einzelnen deutschen Redner und einige glückliche Wendungen des öffentlichen Lebens der Nation können selbige erreichen, darum muß auch an die mechanischen Vorzüge der benachbarten Sprachen erinnert werden. Ich habe es gethan, mit Anklage meines Vaterlandes gethan. Nichtsdestoweniger aber weil der neue, christliche Geist aller Worte und Wendungen dieser Sprache sich nicht tödten läßt, so trägt sie das Siegel der Fortdauer an ihrer Stirn, wie keine andre Sprache. Um dieses Geistes willen kann man festiglich glauben, daß die Sprache der Besiegten länger leben werde als die der Sieger, und in diesem Sinne dann dreist verkünden, daß weil die Sprache fort dauern werde, auch das Volk nicht untergehen könne.

— Dieser Geist nun giebt der Sprache die Gewand-

heit und Beweglichkeit, mit der sie eingeht in die Meisterstücke aller Völker und Jahrhunderte; was alle Nationen in der Zeit ihrer Blüthe ersonnen, gesprochen und gesungen, ist in Deutschland versammelt. Nur in deutscher Sprache sind Übersetzungen möglich: aus dem Standpunkt dieser Sprache läßt sich, was alle andere in ihren glänzendsten Tagen gedacht und empfunden haben, wie mit einem Blicke übersehn. Diese Sprache kann es sich allenfalls gefallen lassen, wenn ihr der Zutritt in die höheren Kreise des vorübergehenden Gesellschaftslebens versagt wird; das Größte, was die bürgerliche Gesellschaft auf ihrer ewigen Laufbahn erschwingt, gehört ihr um so sicherer. Ihr fehlt nichts, als daß sie gesprochen werde, und glücklicherweise neigt sich die Herrschaft der Feder überall ihrem Ende entgegen: weder der Buchstabe, noch das Geld werden unsre Staaten retten, dieß Höchste, diese Bedingung aller unsrer Zukunft überhaupt gewährt nur das lebendige Wort und die lebendige That. —

Sehr natürlich ist am Schluß dieser meiner Betrachtungen über die Beredsamkeit, die ich von allgemeinen Gegenständen zu den besonderen, von den entferntesten zu den nächsten beruhigend zurückzukehren wünsche, die Erinnerung an einen früh verstorbenen trefflichen Freund, der diesem Lande Österreich, für das er lebte, und uns allen so werth als

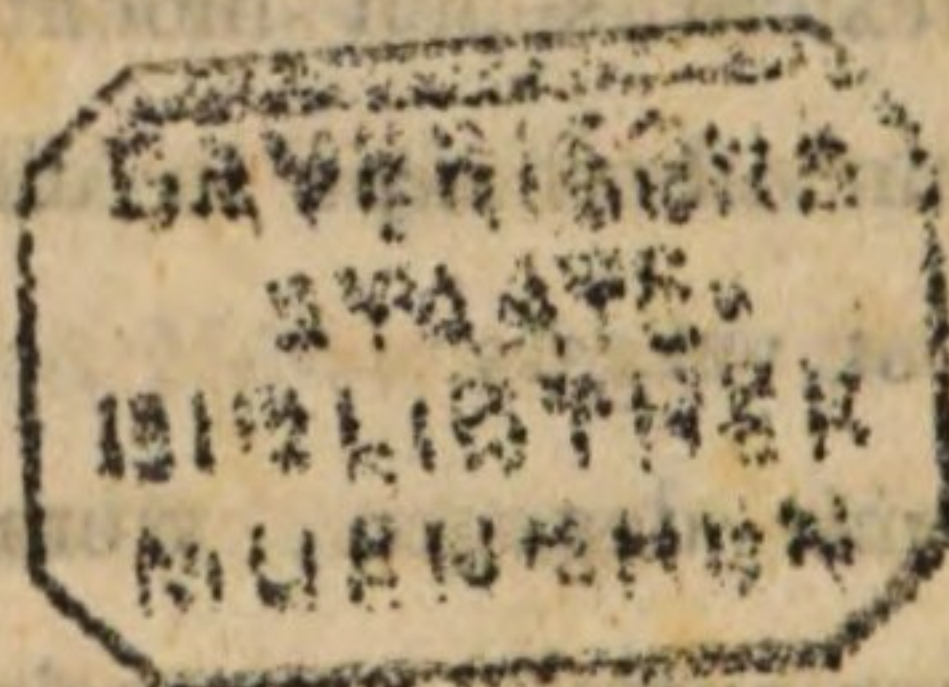
freundlich bleiben wird. Die Natur hatte ihm ein großes Talent für die Beredsamkeit gegeben — Sie sehen, daß es Collin ist, von dem ich spreche; ein Talent für die Beredsamkeit, ein deutsches versteht sich, dem ein männliches, seiner eignen Kraft sich wohlbewußtes Herz zur Seite geht. Dieß war ein Mann, der wohl zu empfinden und auszusprechen wußte, wie einem Volke zu Muthe ist; der keinen Vorempfinder brauchte, wohl aber Vormund war für andre im strengen Sinne des Worts, wie die vielen Bürger dieses Landes bestätigen werden, die ihre Gesinnung in seinen Worten wiedergefunden. Was hätte er leisten können, wenn nicht die gegenwärtige Verfassung der bürgerlichen Angelegenheiten in allen Staaten das lebendige Wort zurückwiese? Es ist unmöglich, die Ähnlichkeit seines Schicksals, seiner Neigungen und der innern Form seiner Werke mit denen von Schiller zu verkennen. Wie jener war er rhetorischer Dichter, vielmehr Redner als Dichter, und so behauptet er einen ehrenvollen Rang in der Literatur seines Vaterlandes, einen noch größeren aber in den Herzen, die ihn selbst aus seinen Werken herauszufinden wissen, den Ton nachzufühlen wissen, in denen er diese tragischen Reden, die zuletzt doch alle an sein Vaterland Östreich gerichtet waren, auszusprechen pflegte. Es ist dem Charakter des ächten Redners gemäß, zunächst für das Vater-

land zu leben, an dasselbige in allen großen Gelegenheiten zu sprechen, und wo etwan ihm dieses versagt ist, das Vaterland wenigstens mit edlen Werken zu schmücken. Das ist in kurzen Worten die Geschichte des öffentlichen Lebens von Heinrich von Collin.

Sie sehn, auch diese Beute nehme ich noch mit mir fort für das Gebiet der Beredsamkeit, das ich abgesteckt: es wird ihn jeder falsch begreifen, der ihn nicht als Redner begreift; es wird, meiner Beschreibung zufolge, niemand ihn ganz verstehn, der nicht seine trefflichen Werke ergänzt, aus den theuern Überresten seiner Persönlichkeit, die er selbst in den Gemüthern seiner Freunde am besten niedergelegt; das Werk seines Lebensbeschreibens gehört nothwendig zu seinen Werken. Und so möchte ich nur seine Bescheidenheit tadeln, daß er sich selbst zu sehr in seinen Werken versteckt, daß ich die Persönlichkeit dieses herrlichen Menschen, der ich selbst allenthalben ins Gesicht sehen möchte, nur selten finde; wie er denn überhaupt in allen Geschäften am ersten sich selbst vergaß.

Vergeben Sie mir dagegen, wenn Sie zuviel, auch für den Redner zuviel, von meiner Persönlichkeit in diesen Vorlesungen wahrgenommen haben. Aber zuvörderst wollte ich die Wirkung zurückgeben, welche jede Spur der Persönlichkeit des Redners in

der Rede auf mich macht. Sodann hatte ich die Irrthümer, gegen die ich sprach, an mir selbst erlebt, das Gute, was ich empfahl, in meinem eignen Herzen empfunden: es schien mir also am gerathensten, die Empfindungen selbst wiederzugeben, unentkleidet von jenen Eigenthümlichkeiten und Menschlichkeiten, deren man sich in dieser mittleren Region zwischen Himmel und Erde, wohin wir gestellt sind, doch niemals ganz ent schlagen kann.



10, 16, 31, 41, 183

128

128 - 128 = 0

68

128
128

X XII.88



Müller, Adam Heinrich,

Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland
gehalten z. Wien 1812

Leipzig 1816

P.o.germ. 958 m

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115120-0